Mennonitische Rundschau.

Erscheint jeden Mittwoch.] Herausgegeben von der Mennonite Publishing Company, Elkhart, Ind. [Preis $1.00 per Jahr.

22. Jahrgang. 29. Mai 1901. No. 22.

Aus Mennonitischen Kreisen

Eingesandt.

Schon im vorigen Herbste kam mir bei der Bitte des werten Editors um Zusendung von Wünschen zu Weihnachten und Neujahr, der Gedanke, ob es nicht erwünscht wäre, wenn die „Menn. Rundschau" oder die Mennonite Publishing Company in Elkhart eine Ausgabe von Wünschen und Gelegenheitsgedichten zu Weihnachten, Neujahr, Hochzeit, Geburtstag, Christabend, Kinderfest 2c. machte, wozu die verschiedenen Leser der „Menn. Rundschau" die eigenen oder die noch nicht in einer Sammlung erschienenen Wünsche und Gedichte anderer gratis einsenden möchten, zur Herausgabe einer Sammlung von Gedichten verschiedener mennonitischer Autoren. Sie könnten dann zu einem mäßigen Preise, da kein Autoren-Honorar, sondern außer Papier und Druckerarbeit, nur das Honorar für Korrektur und Sichten gezahlt werden durfte, in den Handel gelangen; wenn nicht zu diesen, so doch zu den nächstjährigen Weihnachten. Damit wäre sicherlich manchem Alltags- und Sonntagslehrer ein Dienst gethan.

Bitte um Bericht, wie werter Editor und Leser über diese Sache denken.

J. J.

Rußland, den 13|26. April 1901.

Für die Mennonitische Rundschau.

Einige Gedanken über Römer 13.

Hierüber etwas zu schreiben, veranlaßte mich, ein Artikel in der M. Rundschau No. 19 und gedachte, es dem werten Editor zur Veröffentlichung in derselben zu übergeben. Dort war eigentlich das Thema über: „Beamtenwählen und Aemterbedienen"; und da hierin eine Frage liegt, ob ein wahrer Christ dies beides kann, so wäre es vielleicht gut, uns auch die Frage vorzulegen, wie wir die Obrigkeit vom christlichen Standpunkte aus betrachten und wie wir uns zu derselben verhalten. Wie wir das sollen, ist in oben erwähntem Kapitel so genau beschrieben, daß eine weitere Erklärung darüber nicht nötig ist. Daß es leider aber nicht immer so geschieht, auch selbst von Christen nicht, ist Thatsache. Auf die Frage: ob in 1. Pet. 4, 11 wo es heißt: „Wer ein Amt hat, der warte des Amts", nur geistliche Aemter, oder auch weltliche gemeint sind, antworte ich entschieden, ja! auch weltliche. Daß nun sowohl weltliche wie auch geistliche Aemter nicht alle nach Gottes Willen bedient und gehandhabt werden, ist ebenfalls Thatsache. Ist nun aber das Amt schuld dran? Doch gewiß nicht, sondern derjenige, der es verwaltet. „Zachäus war ein Oberster der Zöllner und war reich," heißt es in Luk. 19. Daß er seinen Reichtum aber nicht auf gerechtem Wege gewonnen, beweist schon sein Bekenntnis, das er vor Jesus ablegt: „Siehe Herr, die Hälfte meiner Güter gebe ich den Armen und so ich jemand betrogen habe, das gebe ich vierfältig wieder." Daß er aber sein Amt niederlegen will, oder daß Jesus sagt: Du mußt jetzt dein Amt niederlegen, davon ist keine Rede. Von dem Hauptmann in Luk. 7, dessen Knecht Jesus gesund machte, heißt es: „Ich sage euch, solchen Glauben habe ich in Israel nicht gefunden." Ob nun jemand ein geringes und der andere ein höheres Amt hat und sie verwalten es beide nicht gewissenhaft, daß es von ihnen heißt, wie von dem ungerechten Haushalter in Luk. 16: „Du kannst hinfort nicht mehr Haushalter sein u. s. w." so sündiget der erste so gut wie der letzte. Nun giebt es aber auch Aemter, wo das Gesetz es erfordert, das Schwert zu tragen. Da wir Mennoniten hierin nun aber vor allen andern Konfessionen eine Sonderstellung einnehmen und laut unseres Bekenntnisses solches nicht thun und auch nicht dürfen, so ist es eine große Gnade von Gott, der uns bis heute solche Obrigkeit erhalten hat. Da fällt mir gerade ein, wie ich vor etwa 15 Jahren auch in die Lage kam, wo jener Schreiber in No. 12 von sich erwähnt, als Geschworener in unserer Kreisstadt, Berdjansk, im Kreisgericht zu fungieren und mußte fast dasselbe erfahren, nur mit soviel Unterschied, daß ich nicht Prediger war, und volle 10 Tage den Gerichten beiwohnen mußte. Wenn aber etwas über Religion vorkam, wurden die Mennoniten nicht zugelassen. Mit bangem Herzen fuhr ich dorthin; aber es hat mir noch nie Leid gethan; denn ich hatte dort eine gute Schule. Ich kam auch niemals in die Lage, gegen mein Gewissen handeln zu dürfen. Was mir dort unrecht vorkam, war das, daß ein mancher, der für seine böse That hätte bestraft werden sollen, frei gesprochen wurde und das meistens falscher Zeugen halber. Nun wird vielleicht mancher denken, da müssen ja doch die Geschworenen ein Urteil über den Verbrecher fällen! Dem ist aber nicht so. Verurteilen thut ihn das Gesetz, ohne welches die Welt nie bestehen würde. Sie brauchen ihn bloß für schuldig oder unschuldig zu erklären. Nun würde doch keiner einen Dieb oder Mörder für unschuldig halten und soll ihm doch die Strafe zur Besserung dienen. Besser wäre es ja, wenn wir Mennoniten nie in die Lage kämen, über solche Verbrecher zu entscheiden; aber noch viel besser, nie als Verbrecher vor Gericht erscheinen zu müssen, und weil Letzteres nur zu oft geschieht, so werden wir zum ersten auch herangezogen. Billig sollte es unter wahren Christen sein, wie der Ap. Paulus in 1. Kor. 6, 5 schreibt: „Ist sogar kein Weiser unter euch? auch nicht einer, der da könnte richten zwischen Bruder und Brüdern." Daß die Mennoniten sich hierin zu weit verschuldet haben, müssen sie sich wohl zu ihrer eigenen Schande gestehen. In früheren Jahren hatten wir nur Dorfs- und Wollostälteste, und einen landwirtschaftlichen Verein. Dies sind Aemter, die nach meiner Ueberzeugung jeder Christ bedienen kann. Wer sich nun, (was leider auch oft geschieht,) dabei zur Sünde verleiten läßt, ist dann das Amt schuld daran? Die meisten Mennoniten sind Landwirte und Gewerbetreibende und keiner wird solches für Sünde halten, und doch, wie viele übertreten auch dabei in verschiedener Weise die Gebote Gottes. Nun sind aber noch die Polizeiämter, (Sotzky u. Desetzky) dazu gekommen. Hierüber will Schreiber jenes Artikels gerne anderer Leute Meinung hören. Ich weiß nicht, ob ich werde genügend Aufschluß geben können werde aber nur meine Erfahrung mitteilen. Als zu erst der Befehl kam, solche Beamte aus unserer Mitte zu wählen, traf mich die Wahl als Sotzky. Bald darnach wurden alle Gewählten in unser Wolostamt gefordert, um den Eid der Treue, der uns in russischer Sprache vorgelesen wurde, zu unterschreiben. Da nun etliche es nicht genügend verstanden, wurde es ins Deutsche übersetzt und nochmals vorgelesen. Da weigerten wir uns, solches zu unterschreiben, indem es unserm Glaubensbekenntnisse zu nahe war; wurden aber vom damaligen Oberschulzen, der in seinem Gewissen nicht so strenge war, ernstlich dazu aufgefordert. Wir bestanden aber fest darauf, wenn der Eid der Treue nicht geändert werde, wir ihn nicht unterschreiben würden. Dann wurde er so viel geändert, daß wir ihn laut unserm Gewissen unterschreiben konnten. Bei meiner Dienstzeit, (welche 6 Jahre dauerte,) bin ich in keine schwierige Lage gekommen. Später wurden die Sotzkys auch auf die Märkte gefordert. Was dort von ihnen verlangt wurde, war auch von keiner schlimmen Bedeutung, sondern nur Ordnung und Anstand suchen aufrecht zu halten. Da es aber bei der Wahl auch vorkommt, wie Paulus in 1. Cor. 6, 4 sagt: „So nehmet ihr die, so bei der Gemeine verachtet sind u. s. w." so kommt es vor, daß ein solcher durch unchristlichen Wandel selbst alle Ordnung und Anstand verliert. Da ist aber wieder nicht das Amt schuld, sondern die Person selbst. Nun wenn alle die ein geistliches oder als auch ein weltliches Amt bedienen, wahre Christen wären, so stände es heutzutage anders in der Welt; und wenn dann noch alle Untergeordneten auch Christen wären, dann wäre das Reich Christi bereits fertig. Nun der Herr wolle aus Gnaden geben, daß es bald geschehen möchte.

Nun möchte ich, wenn's dem lieben Editor nicht zu viel wird, zu dem ersten Artikel ders. No., wo es heißt: „Gedanken über Vergangenheit und Gegenwart", noch etwas sagen. Ich bemitleide den Schreiber jenes Artikels; denn wie ich aus seinem Schreiben vernehme, muß er ein Sohn meines Vetters sein. Ich kenne solche Mission, wie an ihm verübt worden, auch sehr gut; denn wie oft geschieht es, daß arme Seelen vom Sündenschlaf aufwachen, und dann, so schwach wie neugeborene Kindlein sind, mit denen sehr vorsichtig umzugehen ist. Da machen sich dann solche Missionare eiligst an sie heran und anstatt sie nur auf den allein seligmachenden Glauben durch Jesum Christum und sein vergossen Blut hinzuweisen, greifen sie zu äußerlichen Satzungen und legen ihnen solche Bürden auf, die kein Mensch zu tragen imstande ist, worunter sie dann oft verzagen und mutlos werden und nie zum wahren Frieden gelangen. Ich denke wir werden den Apostel Paulus in 1. Cor. 5, was er dort an die Gemeinde schreibt, doch gut verstehen! Ein Christ soll ein Salz der Erde und ein Licht der Welt sein und ein Licht hat da seine größte Wirkung, wo es noch finster ist. Der natürliche Umgang mit Weltkindern, d. h. in Handel und Wandel ist keinem Christen verboten, sonst müßten wir die Welt räumen, aber an den unfruchtbaren Werken, der Ungerechtigkeit, deren es viele giebt, soll er nicht teilnehmen, sondern sich in allen Fällen als ein Nachfolger Jesu beweisen. Wer sich nun darin zu schwach fühlt, thut besser, sehr vorsichtig zu sein. Wie oft will es aber vorkommen, daß ein Ungläubiger bei irgend einem Handel, mit einem solchen, der sich für gläubig hält, betrogen wird. Da kommt schon kein Licht zum Vorschein, sondern eitel Finsternis. Spreche noch den Unterzeichneten jenes Artikels Mut und Freudigkeit zu, nur nicht zu verzagen. Den Aufrichtigen läßt Gott es gelingen.

Grüßend Editor und Leser,

Peter Goossen.

Lindenau im April 1901.

Vereinigte Staaten.

Kansas.

Trousdale, den 20. Mai 1901. Während der verflossenen 30 Tage hatte ich einmal wieder Gelegenheit viele von unsern Leuten in den verschiedenen Gemeinden zu besuchen. Unser Diener am Wort hier daheim, mit einigen auswärtigen Predigern reisten von Ort zu Ort und hielten an den verschiedensten Plätzen Versammlungen ab. Bruder Ramseyer von Bluffton, Ohio, und Bruder Schultz von Pennsylvanien halfen uns auf unserm Felde hier in Kansas. Auch Bruder J. L. Winey, der an das Krankenbett einer Schwester nahe Peabody gerufen wurde, hielt eine Anzahl Versammlungen in West Liberty, McPherson Co., ab, während dieser Zeit.

Auch reiste ich 18 Tage mit Bruder Page von Elkhart, Ind., der hier im Interesse der Waisenarbeit in Indien wirkte. Es freut mich, berichten zu können, daß während der Zeit, daß ich Bruder Page auf seinen Reisen begleitete, $1000 bis $1800 für die Waisen in Indien, welche jetzt von den Geschwistern Reßler und Burkhart beaufsichtigt werden, eingezahlt oder doch versprochen wurde.

Bruder H. Wiebe, welcher seit einiger Zeit unter den Negern in Nord-Carolina gewirkt hat, ist gegenwärtig in unserer Mitte. Er hat auf verschiedenen Stellen unter den deutschen Mennoniten hier in Kansas sehr interessante Ansprachen abgehalten. Die Geschwister haben drei Waisenkinder aus den Gebirgen Nord-Carolinas, wo sie ihre Mission trieben, mitgebracht. Es sind weiße Kinder, und obzwar sie sehr wenig Gelegenheit gehabt haben, eine Schule zu besuchen, sind sie doch imstande den 23. Psalm zusammen herzusagen, schöne Lieder zu singen, u. s. w., welches zeigt, daß sie Intellegenz und Fähigkeiten besitzen, und es ihnen nur an Gelegenheiten fehlt diese Eigenschaften zu entwickeln. Kor.

Hillsboro, den 24. Mai 1901. Lieber Editor! Muß der „Rundschau" heute eine erschütternde Trauernachricht mit auf den Weg geben, umsomehr da derselbe ja auch die Familie des Editors betrifft. Gestern (Donnerstag), 4 Uhr nachmittags, kam hier der zehnjährige Sohn unserer lieben Freunde und Mitbürger Heinrich Letkemans (früher Saribasch, Krim) auf grauenhafte Weise zu Tode. Er hatte mit noch zwei andern Knaben im Elevator des Heinrich Dick, (fr. Lichtfelde, Rußland) gespielt. Die Abteilungen für Weizen in solchem Elevator sind bis 15 Fuß tief. Unten lief der Weizen heraus. In diesem Weizen spielten die Knaben, als der kleine Heinrich mit einem Male von dem Weizen hinunter gezogen wurde. Als Großvater Dick das Geschrei im Sackraum vernahm, eilte er zu Hilfe; doch, obwohl er sich selber der Gefahr aussetzte, im Weizen zu ersticken, konnte er doch nicht helfen. Er sah noch die Hände des unglücklichen Kindes aus dem Weizenmeer hervorstecken. Wahrlich herzzerreißend, sehen, wie jemand gewaltsam zu Tode kommt, und nicht helfen zu können! ...... Als wir zum Elevator kamen. steckte schon ein Fuß des Knaben zum Loche heraus, aus welchem der Weizen aus dem Elevator in die Waggone geladen wird. Das arme Kind war schon tot. Der Schmerz der Eltern grenzt an Verzweiflung. In solchen Lagen bewährt sich der schöne Christenglaube, auch wenn er nur schwach ist; er bietet dem Fuße einen Felsenhalt. Wenn dann auch die Trübsalswellen uns umtoben: unser Fels, Jesus, steht sicher und fest. Der Herr allein kann die niedergeschmetterten Letkemans wieder aufrichten. Kor.

Nebraska.

Henderson, 24. 1901. Werte „Rundschau"! Br. B. Thießen kam vor einigen Tagen zurück von Oklahoma, wo er sich eine Farm gekauft hat. Es gefällt ihm dort sehr und G. Dick fuhr diese Woche auch hin, um, wenn möglich, sich dort auch Land zu kaufen. Es sehen hier auch viele mit Spannung der Eröffnung der neuen Distrikte entgegen, es wollen mehrere hin. C. C. Dick war letzte Woche Geschäfte halber in Omaha. Sein Schwager G. W. Friesen, der kürzlich nach dreimonatlicher Ehe seine Gattin durch den Tod verlor, ist auf einer Erholungsreise durch den Yellowstone Park, Wyoming, California und retour durch die südlichen Staaten.

Missionar Rempel und Gattin kamen den 22. d. M. hier von Jansen, Neb., an. Am nächsten Tage hatten sie gleich Gelegenheit einer Hochzeit beizuwohnen, bei A. Nachtigalls, woselbst Tochter Helena und H. Kliewer sich die Hand fürs Leben reichten. Br. Rempel sprach neben den andern einige sehr treffende Worte.

Einem Bienenkorbe ähnlich sah es auf unsern zwei neuen Holzhöfen. Br. Kröker hat seine Yard verkauft und wird dieselbe jetzt an der Nordseite der Bahn von der neuen Firma, Updike, großartig eingerichtet. Aber eine andere Firma, Rogers & Smith, ist durchaus nicht müßig, sie belegt einen großen Platz an der Südseite der Bahn mit einem vollen Holzlager, Steinen, Kohlen u. s. w., wozu alle die nötigen Gebäude neu aufgeführt werden, welches vielen Arbeit giebt. Konkurrenz ist ja bekanntlich die Seele des Geschäfts.

Gestern abend fanden in unserer Schule die Schlußfeierlichkeiten statt. Das Haus und die Halle waren gedrängt voll. Prof. Harrison hatte ein reichhaltiges Programm getroffen und verfehlte nicht Eindruck zu machen. Besondere Attraktionen bildeten die Vorträge des Quartetts der Hochschul-Kadetten von York, sowie einige Solos von denselben und Herrn White. Auch Superintendent Bishop war zugegen und sprach einige Worte. Eine einzige Deklamation war deutsch, die J. Pett-

ker erst den Abend vorher durch den „Jugendfreund" erhalten und sich eingeprägt hatte, nämlich „Knuff, puff!"

Korr.

Washington.

Odessa, den 16. Mai 1901. Lieber Bruder Wiens! Einen Gruß zuvor! In der Hoffnung, daß diese geringen Zeilen einen jeden, der sich meiner in Liebe erinnert, bei guter Gesundheit dem Leibe sowohl als der Seele nach, antreffen mögen, will ich berichten, daß wir unsre Adresse auf zwei Monate in Odessa, Washington haben werden. Meine frühere Adresse war: Windom, Cottonwood Co., Minn. Seit dem 19. April 1901 wohnen wir in Odessa. Wir verließen Windom den 17. ½4 Uhr morgens. Den 19. 2 Uhr nachmittags kamen wir hier an. Wir sollten sonst 11 Uhr mittags hier sein, aber den 18., 9 Uhr abends, als wir mitten in den Felsengebirgen waren, hieß es mal warten. An einem steilen Abhang, mehrere hundert Fuß hoch lag Schnee, und die Mittags-Sonne hatte denselben zum Schmelzen gebracht; dann hatte der Schnee ein gut Teil Erde mitgenommen, und das Geleise eine Strecke von 50 Fuß verschüttet; wie sehr weiß ich nicht, genug, es hieß, noch 30 Minuten, dann sei es wieder frei; doch dauerte es drei Stunden, bis wir wieder weiter reisen konnten. Wenn ich die Macht gehabt hätte, die Sonne aufzuhalten, so wäre sie nicht eher untergegangen, bis wir in Odessa angekommen. Trotzdem das Auge recht müde wurde, hätte ich doch gerne alles gesehen, was es auf solch einer Reise zu sehen giebt. Da sieht man das grüne Nadelgesträuch tief im Schnee stecken, das Wasser rauscht und die kühlen Abendlüfte wehen. Ich kann nicht alles beschreiben. Schon in Montana bekam ich eine Ahnung von dem schönen Gesträuch, welches wir hier in Hülle und Fülle haben. Man nennt es Sage Brush. Das brennt so gut, als wenn Holz mit Oel begossen und angezündet wird. Etlichen Leuten ist es ein Fluch, während es andern zum Segen wird. Wenn das Gesträuch sehr groß ist, ist es noch eine recht nette Arbeit, 160 Acres zu klären. Aber dann hat man hier auch keinen Hedrich oder wilden Hafer zu fürchten. Ich habe in solchem Getreide, welches im Herbst gesäet und etwa ein Fuß hoch war, Land über einen Fuß breit gesehen, wo der Samen nicht hingetroffen hatte, und da war die Erde so gelb, als wenn sie eben gepflügt wäre, das hat mich gefreut.—Wassermelonen geraten ganz vortrefflich. Mein früherer Jugendfreund, Franz Löwen von Tiegenhagen, Rußland, und Abr. H. Friesen, beide von Rosthern hergekommen, waren eines Tages aufs Land gefahren in der Richtung nach Ritzvill. Da hatte man ihnen Aepfel aus dem Keller geholt und Löwen sagte mir, die seien noch so frisch gewesen, als ob sie eben vom Baum gepflückt wären. Sie sollen sich halten, bis wieder frische da sind. Trotzdem kann Abr. H. Friesen sich doch schwer entscheiden hier zu bleiben. Ich habe mir eine Heimstätte verschrieben, ein gutes Viertel mit Wasser. Wenn in Washington Wasser auf der Farm ist, das bedeutet schon viel. Einige Leute müssen ihr Wasser bis 4 Meilen weit fahren. Trotzdem scheinen die Leute noch nicht mißmutig zu sein; viele haben auch Quellen auf ihren Farmen oder gute Brunnen, welche sie bis auf 700 Doll. zu stehen kommen. Man findet hier 40 Fuß tief die nämliche Erde, die man auf der Oberfläche hat, dann findet sich 200 Fuß Felsen. Es giebt auch flache Brunnen, aber die tiefen sind auf die Länge besser. Es ist mir klar geworden, warum die Leute hier Farmen ausbieten und sagen, es ist Wasser auf der Farm. Nördlich von Odessa hatte ein Mann sich einen Brunnen stoßen lassen, der ist 450 Fuß tief, und dennoch hat er nicht genug Wasser. Die Wasserlage ist hier sehr verschieden. Einer hat auf 150 Fuß Tiefe Wasser genug, während ein andrer, welcher 150 niedriger liegt, von 250 Fuß dasselbe Wasser bekommt. Es ist aber gutes Wasser.

Es mag einer und der andere eine schiefe Ansicht über Washington bekommen. Es giebt solche Leute, denen es nirgends gefällt und überall nur die Schattenseiten hervorzuheben verstehen, und sich zu gerne mit Leuten über Gegenden streiten mögen, um ihren Spaß damit zu haben und wird dadurch oft das Interesse an einer Gegend geschädigt anstatt gefördert. Solche Leute mögen eben einen Spektakel machen. Doch ich liebe einzig die Wahrheit.

Bruder Siemens brachte den 11. Mai wieder zwei Brüder mit; es waren Rev. Heinrich Fast Senior, und Hein. H. Janzen, beide von Mountain Lake, Minn. Sie fuhren denselben Tag noch aufs Land, und kamen den 14. 9 Uhr morgens zurück. Sie kamen mit guten Eindrücken zurück. Sie haben das Sage Brush weder verachtet, noch gelobt. Hoffentlich entschließen sich noch viele, hieher zu kommen. Prediger Heinrich Fast hatte heute den 16., bestimmt, im Schrags Schulhaus eine Rede zu halten. So fuhren sie und Franz Löwen dorthin zur Andacht, 14 Meilen von hier.

Den 14., als sie vom Lande zurückkamen, fuhren sie gleich ab nach Seattle und kamen heute ½7 Uhr zurück. Freund Siemens und Löwen kommen zurück, und Fast und Janzen wollen den 17. dort noch Land besichtigen, während Siemens hier noch Land besehen will. Dann wollen sie sich in Ritzvill treffen und zur Reise fertig machen. Ob Fr. Siemens mit ihnen zurückfährt, kann ich nicht behaupten. Wenn jemand noch Land haben will in Washington, der wird sich wohl schon eilen müssen, denn die Spekulanten nehmen jede Gelegenheit jetzt besser wahr wie je zuvor. Wer hier in die Ansiedlung hinein will, der verliere keine Zeit, denn die Sachen stehen heutzutage anders als vor 20 Jahren. Wenn die Spekulanten erfahren, wie die Sachen hier stehen, dann verderben sie uns alles. Die Heimstätten werden aufgenommen, das Eisenbahnland aufgekauft, und dann heißt es blechen. Können die Leute nicht gerade so gut nach Washington kommen, mit 30 Cars zu gleicher Zeit, so schwer beladen, daß die Achsen anfangen zu brennen, als nach dem Saskatchewan? Hier begrüßt sie keine Mücke. Sollten hier Mücken sein, so sind sie zu blöde einen anzufallen. Zum zweiten Male seit zwei Wochen werden wir heute wieder mit einem schönen Landregen begrüßt. Das ermutigt uns sehr. Daß es hier ein gemäßigtes Klima ist, habe ich schon erfahren, seit ich hier bin.

Herzlich grüßend verbleibe ich euer Mitpilger nach Zion

David Koop,

Odessa, Washington.

Odessa, 18. Mai 1901.— Werter Editor! Am 7. Mai reisten mit mir ab von Mt. Lake, Prediger H. Fast Sr. und Heinrich H. Janzen (letzterer früher von Alexandrofsk Rußland), um das Land in der neuen Mennoniten-Ansiedlung im östlichen Washington zu besehen. Nachdem wir nun hier acht Tage lang weite Strecken gefahren sind, hießen sie folgenden Bericht gut und wünschten, daß ich ihn in der „Rundschau" veröffentlichen sollte. Wir sind überzeugt worden, daß jene Gegend eine vorzügliche Weizengegend ist. Anderes Getreide wird nur wenig gesät, soll aber auch gut gedeihen. Die Obstbäume hatten meistens ausgeblüht und waren vielversprechend. Der Winterweizen war zwei und ein halb Fuß hoch und fing an Aehren zu treiben. Wir müssen sagen, daß wir noch nie so schöne und gesund aussehende Weizenfelder gesehen haben als hier, weder in Rußland noch in Amerika. Man versicherte uns, daß der Winterweizen keinen Regen mehr brauche und der Ertrag zwischen 30 bis 40 Bushel vom Acre sein könnte. Man sät auch noch viel Sommerweizen. Dieser war freilich um ein Bedeutendes zurück aber die alten Ansiedler versicherten uns, daß der Ertrag noch ebenso groß sein könne, wie der vom Winterweizen.

In dem Township, welches schon somehr ganz von Mennoniten besetzt ist, sind die Heimstätten bis auf 5 oder 6 alle aufgenommen und auch das Eisenbahn-Land meistens aufgekauft, aber in den acht oder zehn Townships, die sich dem mennonitischen nach Westen hin anschließen, ist das meiste Regierungsland noch offen und das Eisenbahnland, obzwar schon in zweiter Hand, doch noch zu $3 bis $5 per Acre auf 5 Jahre Zeit zu kaufen. Wenn wir über die vielen Einzelheiten berichten wollten, so würde dieser Bericht jedenfalls für die „Rundschau" zu lang werden. Br. Fast wird vielleicht später noch einen Bericht einsenden. Mit diesem wollten wir allen Interessierten nur kurz mitteilen, welchen Eindruck wir im allgemeinen bekommen haben und zugleich betonen, daß wer dort noch eine freie Heimstätte aufnehmen möchte, damit nicht zu säumen hat. Es sind dort dieses Frühjahr viele Deutsch-Russen aus dem Chersoner und Odessaer Kreis aus Rußland angekommen und man erwartet noch viele nächsten Herbst. Soweit wir das Klima beurteilen konnten, gefiel es uns sehr. Einige Tage waren recht heiß, aber der Südwest-Wind, der im Sommer die kühlende Luft vom Meer bringt, mäßigte die Hitze, wie derselbe Wind im Winter die Kälte mäßigt. Der Schnee soll selten länger wie zwei bis drei Tage liegen bleiben. Das Vieh und die Pferde gehen den Winter durch auf die Weide und halten sich sehr gut ohne Getreidefutter. Während der Arbeitszeit wird den Pferden freilich Getreide gefüttert und zwar meistens Weizen. Ungeziefer ist keins; weder Mücken noch Rosthernsche Sandfliegen, weder Kartoffelkäfer noch Chinchbugs. Kurz, jene Gegend gewann unser volles Zuvertrauen und da uns im erwähnten mennonitischen Township noch Land für $5 der Acre angeboten wurde, kauften wir jeder ein Stück. Freund Janzen sicherte sich sogar eine ganze Sektion.

Am Sonntag, den 11., waren wir Gäste in Schrags Gemeinde, woselbst Br. Fast vor- und nachmittags predigte; so auch vormittags am Himmelfahrtstag. Wir wurden dort sehr freundlich aufgenommen und erleichterte solch liebevolles Entgegenkommen uns die Reise sehr.

David Koop, der im April mit seiner Familie in Odessa ankam, hat schon eine Heimstätte aufgenommen, während die Familien Franz Loewen und A. H. Friesen von Rosthern noch in Odessa wohnen und auf der Landsuche sind. Sie beabsichtigen fertige Farmen zu kaufen, von denen ihnen mehrere angeboten waren.

Achtungsvoll

Julius Siemens.

Canada.

Saskatchewan.

Rosthern, den 2. Mai 1901. Einen herzlichen Gruß an den Editor und die Leser der „Rundschau" zuvor! Will hiermit versuchen meinem Versprechen nachzukommen, welches ich unsern Freunden und Geschwistern in Minnesata gab, nämlich von unserem Befinden hier in der neuen Heimat zu berichten. Wir reisten den 8. März von Syre, Minn., ab, daß heißt Br. A. P. Dickman und ich. Unsere Familien fuhren zwei Tage eher ab. Wir kamen glücklich, wenn auch nach etwas langer Reise (denn wir mußten drei Tage und drei Nächte unterwegs warten), glücklich den 15. in Rosthern an. Es waren eine ganze Anzahl von Freunden und Bekannten am Bahnhof, welche uns den nächsten Tag (denn es war acht Uhr abends als wir ankamen), auch fleißig beim Ausladen halfen.

Es giebt doch immer so andere Gefühle, wenn man so nach einer neuen Gegend zieht und so in eine ganz neue Umgebung hineinkommt. Und man fragt sich, wie wird es uns in diesem Lande gehen? Das Ansiedeln bringt ja so manches mit sich; aber wohl uns, wenn wir in all diesem unseres Gottes nicht vergessen, sondern voll Zuversicht mit David einstimmen können: „Der Herr ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln." Psalm 23, 1.

Unsern lieben Freunden und Bekannten sei hiermit kund gethan, daß wir jetzt schon auf eigenem Land wohnen, haben auch etwas gesäet und hoffen, daß der himmlische Vater uns auch hier versorgen wird. Wir würden ja auch sagen müssen mit Jesu Jüngern, als er sie fragte, „habt ihr auch jemals Mangel gehabt?" sie sprachen, „Herr, nie keinen." Mir wurde es recht wichtig in letzter Zeit, als ich alle so fleißig beim Säen sah, daß wir ja auch im Geistlichen uns noch in der Saatzeit befinden. Wir säen Samen für die Ewigkeit und gehen einer Ernte entgegen, wir mögen wollen oder nicht. Und wie wichtig ist es, wenn man denkt, daß unsere Ernten nach dem Verhältnis unsrer Aussaat sein wird. „Wer auf das Fleisch säet, der wird von dem Fleisch das Verderben ernten, wer aber auf den Geist säet, der wird von dem Geist das ewige Leben ernten. Lasset uns aber Gutes thun und nicht müde werden, denn zu seiner Zeit werden wir auch ernten ohne aufhören."

Gesund sind wir, dem Herrn sei Dank, so ziemlich, außer daß die Kinder den Husten haben. Möchte noch alle Freunde und Bekannten ersuchen zu schreiben. Ich werde gerne versuchen zu antworten. Schließe mit herzlichem Gruß an alle, die sich unsrer in Liebe erinnern, mit Psalm 125.

Euer geringer

Jakob J. Entz.

Rußland.

Steinfeld, den 10. April 1901. Werte „Rundschau"! Weil du ein zuverlässiger Bote bist und über Land und Meer wanderst bis in alle Gegenden hinein, so will ich dir auch etwas auf die Reise geben. Mein Bericht ist nicht über irdische Verhältnisse, sondern es sind Jesu Christi letzte Worte vor seinem Kreuzestode. Ev. Joh. 19, 30: „Da nun Jesus den Essig genommen hatte, sprach er: Es ist vollbracht; und neigte das Haupt und verschied." Dieses sind unseres Erlösers und Seligmachers letzte Worte, und es sind herrliche Worte. Aus diesen Worten erkennen wir teilweise die tiefe Erniedrigung des Sohnes Gottes, da er in Gethsemane und auf Golgatha die tiefsten, die schmerzlichsten Leiden an seinem heiligen Leibe und in seiner Seele erdulden mußte. Wodurch er die Schuld und Strafe der sündigen Menschheit wesentlich gebüßt und allen denen, die an ihn glauben, Vergebung der Sünden und ewiges Leben erworben hat. Ja, die H. Schrift sagt es uns deutlich in 2. Kor. 5, 21: „Denn Gott hat den, der von keiner Sünde wußte, für uns zur Sünde gemacht, auf daß wir würden in ihm die Gerechtigkeit, die vor Gott gilt!" Ja, ich denke, wenn die Erlösung, die der Heiland zuwege gebracht hat, um uns von Sünden zu erlösen eine irdische wäre, so würden sich viele Menschen dringender darum bemühen. Wenn wir zum Beispiel annehmen, wenn heute ein Edikt von unserm irdischen Könige käme wonach uns unsern Steuern samt den alten Steuerresten erlassen wären, was für eine Bewegung würde das unter uns anrichten, wie würde man der Sache auf den Grund zu kommen suchen, um sich ja nicht zu täuschen. Nun ist schon lange ein Edikt vom König aller Könige ausgegangen, das die Erlassung aller Sündenschuld verheißt und dieses Edikt ist mit dem Blute des Sohnes Gottes unterschrieben und mit einem Eide versiegelt, laut der H. Schrift. (Ebr. 6, 17.) Aber wenige achten darauf. Es werden vielleicht solche Rundschauleser sein, die sich fragen: Wer ist tüchtig das Wort vom Kreuz zu fassen? Ich will denjenigen gleich Antwort geben. Das Wort vom Kreuz können nur diejenigen fassen, welchen ihr eigenes Religionshaus über dem Kopfe zusammenbricht; Menschen, die an sich selbst, an ihrer eigenen Gerechtigkeit verzagen, welche alle andere Hoffnung, alle andere Trost, jeder andere Halt entgeht, die verlassen und bloß dastehen. Diese sind fähig das Wort vom Kreuz zu fassen, zu verstehen, es in ihr Innerstes aufzunehmen; diesen wird es das Wort des ewigen Lebens. Wir können uns, liebe Leser, ein Beispiel an den Jüngern Jesu nehmen, welche von Jerusalem nach Emmaus gingen. (Luk. 24, 13—36.) O, eine harte Zeit für die guten Jünger! Denn sie waren irre, ratlos, tappten in der Finsternis. Erst als Jesus zu ihnen sprach: „O ihr Thoren und träges Herzens zu glauben, alle dem, das die Propheten geredet haben; mußte nicht Christus solches leiden und zu seiner Herrlichkeit eingehen." Und als der Heiland ihnen alle Schriften auslegte, da wurde es ihnen klar, und sie sprachen hernach untereinander: „Brannte nicht unser Herz in uns, als er mit uns redete und uns die Schrift öffnete auf dem Wege." Ja, und so ist es auch noch jetzt. Wenn ein Mensch, der bisher sich in seinem Wohlverhalten gespiegelt hat, die große Entdeckung an sich macht, daß er ein undankbarer Verächter der Gnade ist; wenn ein Mensch, der sich bisher auf seine Liebe zu seinem Schöpfer etwas zu gut gethan hat, findet, daß er seinen Schöpfer gar nicht gekannt, und im Grunde, nur sich selbst geliebt habe; wenn ein Mensch, der sich bisher auf seine Erkenntnis im Christentum verlassen hat, entdeckt das er ein nichtswürdiger Heuchler ist, und bei allem Wissen doch nichts Rechtes weiß; mit einem Worte, liebe Leser, wenn in einem Menschen die Frage lebendig wird: „Was kann der Mensch geben, daß er seine Seele erlöse?" und er findet weder in sich, noch in der ganzen weiten Welt ein Lösegeld: dann ist gute Zeit zur Aufnahme des Wortes vom Kreuz. So bald der Mensch zur Aufnahme des Wortes am Kreuze gelangt ist, soll er sich nicht in die Ruhe geben, sondern er soll „sein Licht leuchten lassen vor den Leuten, daß sie seine guten Werke sehen, und seinen Vater im Himmel preisen." Denn wir sind alle gleich Laternen. In dem Innern des Herzens ist das helle Licht, aber es soll Ausströmen nach Außen und den umgebenden Kreis erleuchten. Jesus sagte einst seinen Jüngern die einfache uns alle zur Genüge bekannte, aber sehr wichtige Wahrheit, welche wir Luk. 8, 16 verzeichnet finden. Er sagte diese Wahrheit von denen, die den Samen glichen, der auf gutes Land gefallen war; sie waren also alle angezündete

(Fortsetzung auf Seite 4.)

Unterhaltung.

Schloß Seeburg.

Von Florence Montgomery.

(Fortsetzung.)

Am Tage vor seiner Abreise kamen seine drei Schwestern, und zwischen den lang getrennten Geschwistern fand ein glückseliges Wiedersehen statt.

37. Kapitel.

Die Gestalten an Graf Seeburgs Lager.

Graf Seeburg, der gelähmte Mann, hat inzwischen das volle Bewußtsein und die Teilnahme für seine Umgebung wiedererlangt, obgleich er selbst sich anderen nicht verständlich machen kann.

Er wünscht auch gar nicht, von anderen viel beachtet zu werden. Er schreckt vor allem zurück, besonders vor seiner ihn so treu pflegenden Tochter.

Warum sorgt und müht sie sich doch um ihn? Was kann es sie kümmern, ob er lebt oder tot ist? Er hat den Mann, den sie liebt, in den Tod getrieben. Durch ihn, durch seine Härte ist Gottfried zu dem schrecklichen Entschluß getrieben worden.

Wie still sie dasitzt, immer so ruhig und gelassen. Wie kann sie nur so geduldig bei ihm bleiben? Wie kann sie auch nur seine Nähe ertragen?

Eine heiße Sehnsucht beschleicht ihn, von ihren Lippen zu hören, daß sie ihm vergeben habe, und so versucht er eines Tages, ihre Aufmerksamkeit zu erregen. Er bemüht sich, Hannchen beim Namen zu rufen. Aber kein Ton kommt von seinen Lippen.

Er versucht es wieder — ein unverständiges Murmeln, das nur er selbst vernimmt, das aber ihre Aufmerksamkeit nicht wachrufen kann.

Großer Gott! Kann er denn nicht einmal reden? Ist er nicht mehr fähig seine Reue auszudrücken, kann er sie gar nicht mehr um Vergebung bitten für seinen Anteil an ihrem schweren Kummer?

Welch ein elender Mensch war er doch! Elend, wie das ganze Leben ist auch das Ende!

Das ist Gottes Vergeltung, er wirft ihn nieder, in völlige Hilflosigkeit hinein, wo er nicht reden, sich nicht rühren kann, und sagt: „Hier bleib liegen vor meinen Augen und denk' ernstlich nach."

Und er thut es.

Wie ein Buch liegt vor ihm aufgeschlagen sein vergangenes Leben. Er erkennt jetzt, daß es eine einzige große Niederlage für ihn gewesen ist.

Seinem Weibe, seinem Kinde gegenüber, wie hart ist er gewesen!

Wie unbeugsam, ja wie thöricht eigensinnig war er oft bei so manchen Dingen, die ihm jetzt ganz unwichtig erscheinen.

Lange, lange Jahre hindurch hat er sich an seiner Gattin für ihre erste Täuschung durch systematische Vernachlässigung ihrer Söhne gerächt.

Wie stolz war er immer auf solche Behandlung auch in dieser Sache gewesen, und jetzt erscheint ihm dies alles als thörichte Vergeudung seiner Kräfte.

Und seine Tochter! Hatte sie nicht Zeit ihres Lebens seinen Groll und Grimm auskosten müssen. Und weshalb?

Zuerst dafür, weil sie ein Mädchen war und dann wegen seiner zufälligen Aehnlichkeit mit ihrem Onkel.

Wie sinnlos, wie boshaft war das!

Und die unvermeidliche Folge und gerechte Vergeltung? Er hatte damit für immer seine Tochter von sich gestoßen. Ihr Vertrauen, ihre Liebe waren ihm verloren.

Weib und Kind, beide hatte er gegen sich erbittert, sich für immer gerade die reinsten Freudenquellen vergiftet.

Und über welchen Reichtum von Liebe verfügten sie!

Wie hatte seine Frau ihre Knaben geliebt! Und wie feurig hatten seiner Tochter Augen an jenem Tage aufgeleuchtet, als sie von ihm sprach, der nun dahin war.

Armes Kind! Er versuchte seine Arme ein wenig zu bewegen, um ihr ein Zeichen zu geben. Er faßte nach dem schweren Vorhang, die sich nur mit mit den herabhängenden Quasten ein wenig bewegt.

Und Hannchen regt sich auch. Sie stutzt und blickt auf.

Sie kommt, o Gott, wie soll ich den Kummer ertragen, den Vorwurf in ihrem Gesicht, den stummen Schmerz und die stille Verzweiflung im Blick ihrer Augen zu sehen.

Sie kommt, jetzt ist sie ganz nahe. Sie beugt sich über ihn, um zu ihm zu sprechen. Was ist das? Ihr Gesicht glänzt vor Freude, in ihren Augen stehen Thränen des Glücks.

„Lieber Vater," sagt sie leise, „kennst du mich endlich wieder? Kannst du hören, was ich dir zu sagen habe? Gottfried lebt und ist wohl. Es war deines Bruders Tod, den du in der Zeitung lasest."

Hiernach ist ihm nichts mehr recht klar. In verschwommenen Umrissen schwimmt ihm ein ganzer Knäuel von Menschen vor den Augen, junge Mädchen schweben im Zimmer herum.

Hester kommt manchmal und lächelt ihm zu, Hester, gerade so, wie er sie am Abend vor Gottfrieds Flucht gesehen, und dazwischen hin und wieder eine andere Hester, eine junge, mädchenhafte Gestalt, die Hester seiner Jugend mit dem leichten jugendlichen Tritt und dem fröhlichen, glücklichen Ausdruck in den Augen. Was soll das alles nur eigentlich heißen?

Vielleicht kann es Hannchen ihm sagen.

Er winkt sie wieder an das Bett heran und versucht, mit seinen Augen zu fragen, was die arme gelähmte Zunge nicht vermag.

Und mit leiser zitternder Stimme erklärt sie ihm alles, was vorgegangen ist, giebt ihm einen ausführlichen und so wunderbaren Bericht von Gottfrieds Selbstverleugnung und Selbstaufopferung, daß er vor Bestürzung seine zitternde Hand zu erheben versucht, um sie zum Schweigen zu veranlassen, damit er Zeit habe, sich erst zu besinnen.

Aber sie fährt fort. Mit der Freude und dem Stolze, wie sie eine Liebende über das edle Verhalten des Geliebten in sich fühlt, hält sie ihren Bericht bis zu Ende. Dann verschwindet sie von seinem Bett. Ihr Platz ist leer.

Wer steht jetzt an derselben Stelle? Eine große edle Erscheinung, die die Kraftfülle des Mannesalters mit der Anmut der Jugend verbindet, ein wohlbekanntes Gesicht, aus dem alles Finstere gewichen ist; und eine tiefe weiche Stimme tönt in die Stille hinein mit dem alten vertrauten, so lange nicht gehörten Namen: „Onkel Herald."

Ein verzweifelter Kampf um die Sprache, ein unverständlicher Laut, noch eine erneute Anstrengung, da ringt sich von seinen Lippen ein Wort nur stammelnd, unzusammenhängend freilich, aber er ist doch ein Wort: „Gottfried!"

„Gott sei Dank, lieber Onkel Harald," sagt die treue Stimme seines Lieblings, „die Sprache ist dir wieder gegeben, nun werden wir alle glücklich werden."

Vom hellen Mondlicht bestrahlt stehen im Bildersaal die zwei Liebenden Hand in Hand, diesmal, um nie wieder getrennt zu werden.

Wie einstmals, während „Gottfried, Graf von Seeburg" auf sie niederblickt und die fröhlichen Kinder von den Wänden schauen, so reden sie auch heute miteinander.

Er gelobt ihr, von diesem Augenblick an sein ganzes Leben ihr zu weihen, sie glücklich zu machen, sie nicht nur für allen Kummer der letzten Jahre zu entschädigen, sondern auch für die vermehrten Leiden, die sein Seeburger Aufenthalt unter den eigenartigen Umständen ihr verursacht, und für die langen Jahre der Einsamkeit

Er kann ihr nicht beschreiben, welche Versuchung es bei der Begegnung auf der Wiese für ihn gewesen sei, ihr das Geheimnis, das er ihr doch nie sagen durfte, anzuvertrauen.

Aber er habe sich verpflichtet gefühlt, der Versuchung zu widerstehen, da er es für Unrecht hielt, sie in eine so zweideutige Lage zu bringen, sie sozusagen zu einer Mitschuldigen an jener Täuschung zu machen.

Er versichert ihr, bei all dem Kummer seines Lebens sei es ihm der lebhafteste Schmerz gewesen, sie ihrem Schicksal überlassen zu müssen.

Aber nun! Mit reinen Händen und gerechtfertigtem Charakter steht er vor ihr, und nun kann er die scheinbar gebrochenen Gelübde freimütig wieder erneuern, kann alle Verpflichtungen der Liebe wieder auf sich nehmen, denen er doch nur gezwungen entsagte, ihr ganzes Leben in seinen sicheren Schutz, in die Obhut seiner Liebe und Fürsorge stellen.

Nun werden alle ihre jugendlichen Träume eine herrliche Erfüllung finden, Ruhm und Auszeichnung für ihn, zarte Sorgfalt und Hingebung für sie, Liebe und Glück für beide.

Nun können sie den Lohn ernten aus einer Thränensaat, goldene Tage des Lichts und der Liebe können sie nun noch genießen.

Und da nun die volle Erkenntnis der Freude und des künftigen Glücks, das er ihr vormalt, über Klein-Hannchen kommt, beschattet sie, wie einst, ihre Augen mit der Hand und flüstert: „Ich bin so großen Glücks nicht wert. O Gottfried, warum liebst du mich so sehr?"

„Kann ich's denn ändern?" ist seine Antwort, indem er sie in seine Arme schließt. — Noch einmal dringt, während sie unter dem Bilde stehend den alten Ruf vernimmt, ein kältender Hauch in ihr Herz beim Gedanken an ihre verlassene Kindheit, aber gleich danach durchströmt sie wieder das Bewußtsein ihres großen Glücks. Solche Augenblicke können ungezählte Stunden von Trauer und Schmerz reichlich aufwiegen.

Und von heute an erbleicht in Klein-Hannchens Seele die Erinnerung an ihren vergangen Kummer.

38. Kapitel.

Gottfrieds sechsundzwanzigster Geburtstag.

Wieder ist Seeburg wie in alten Zeiten von festlichem Leben und Treiben erfüllt, weit öffnet es sich der Freude und frohen Gastlichkeit.

Ein Jahr ist vergangen, es ist Gottfrieds 26. Geburtstag. Alle unsere Freunde sind in Seeburg versammelt, um ihn zu beglückwünschen. Colin ist da, er ist nun öffentlich mit Olivia verlobte und Andreas ist da, der gar nicht mehr ohne die Begleitung der zierlichen kleinen Venetia zu denken ist, auch Graf und Gräfin Forster mit ihrem Sohne Eduard sind anwesend und das Zwillingspärchen Albert und Mariechen darf gleichfalls nicht fehlen.

Die Augen der Gräfin Forster mit ihrem Sohne und dem lieblichen Mädchen an seiner Seite; denn in dem verflossenen Jahre hat er um die Hand von Hester Seeburg, Graf Haralds Lieblingsnichte, geworben und sie auch erhalten.

Es ist ein glücklicher Tag, der allen Beteiligten noch lange in Erinnerung bleiben wird.

Gegen Abend läßt Graf Seeburg seine beiden Stiefsöhne zu sich in die Bibliothek kommen und eröffnet ihnen mit stammelnder, schwer verständlicher Stimme, wie sie ihm noch geblieben, seine Absicht, alle Schulden auf Colins Besitztum in Schottland zu tilgen und seiner Nichte Olivia eine Gabe von sechzigtausend Mark an ihrem Geburtstage zu überweisen. Ferner drückt er den Wunsch aus, daß Colin bei der bevorstehenden Wahl sich für seinen eigenen Kreis aufstellen lasse, an seiner Unterstützung solle es ihm dabei nicht fehlen.

Dann wendet er sich zu Andreas und teilt ihm mit, daß der gegenwärtige Inhaber der Seeburger Pfarrstelle an eine öffentliche Schule berufen und das Amt daher frei sei. Er bitte Andreas, es anzunehmen, indem er hinzufügt, daß er keinen Mann in ganz England lieber dort sähe, als eben ihn.

Er schließt mit einer rührenden Erinnerung an ihrer Mutter Liebe zu ihnen und an deren beständige Sorge und Interesse für ihr Wohlergehen.

Die jungen Männer drücken schweigend seine Hand, sie sind zu bewegt, um auch nur ein Wort hervorzubringen.

Graf Seeburg hatte eine der schwersten Aufgaben, die der Mensch hier auf Erden zu lösen hat, gelernt — Ergebung in Gottes Willen. Gottfrieds Handeln und Wandeln hätte ihm zuerst einen Augenblick in den Glauben verschafft, in dessen Männlichkeit, Herrlichkeit und Gewalt. Und während er so hilfsbedürftig in den langsam dahin schleichenden Monaten allmählich sich erholte, hatte er sich davon überzeugen müssen, daß seines Neffen Charakter dem seinen ganz gleich sei, nur durch die Glut des Glaubens geläutert und gestählt. Gottfried hatte seine schweren Lebenserfahrungen durch Gottergebenheit leichter tragen können, während er selbst sich das Leben durch die Aufleh nung des Unglaubens doppelt schwer gemacht hatte.

Wie hätte wahre Religiosität auch seinen Charakter sänftigen, veredeln und heiligen können, alle in ihm schlummernden guten Eigenschaften weckend, alle Leidenschaften niederhaltend und ertötend!

Auch auf sein Weib hatte er ja leider den verhängnisvollen Einfluß ausgeübt, alle Fehler ihres Charakters zu entwickeln und zu befestigen.

Solcher Art waren jetzt seine Gedanken.

Und in der Traurigkeit seines Herzens verglich er sich mit Gottfried und kam zu der klaren Erkenntnis, daß allein der Glaube den großen Unterschied machte zwischen zwei sonst ganz gleich angelegten Naturen: auf der einen Seite ein Leben voller Niederlagen des Eigenwillens, auf der andern ein gesegnetes Leben der Selbstverleugnung. — In der Einsamkeit der Nacht lernte er zu Gott rufen: Gieb mir solche Kraft, lehre mich diesen Frieden finden. Er faßte den festen Entschluß, daß alles anders werden sollte, wenn er wieder gesund würde.

Er hatte das für sehr schwer gehalten, aber er fand es nun leicht. Er hatte die Wahrheit erkannt und die Wahrheit hatte ihn frei gemacht.

— — — — — — — — — — — — —

An jenem Abende ging die Sonne über vielen glücklichen Menschen unter, sie nahm Abschied von drei glücklichen Paaren, deren Geschicke bald auf immer mit einander verknüpft werden sollten. — Und ehe es völlig Nacht wurde, kam noch ein viertes paar hinzu.

„Gottfried," sagte Andreas, indem er Venetia an der Hand führend auf seinen künftigen Schwager zuschritt, „ich bitte dich, feurige Kohlen auf mein Haupt zu sammeln." „Ich war einst," fuhr er ernster fort, und blickte auf Hannchen, die neben Gottfried stand, „schuld an der Trennung zwischen dir und meiner Schwester; jetzt bitte ich dich, mir deine Schwester zu eigen zu geben."

„Er hat wohl gefehlt, nicht wahr?" fiel Venetia ein und schmiegte sich mit bittendem Blick an ihren Bruder, „aber ich weiß, du wirst Böses mit Gutem vergelten."

„Nimm sie hin," antwortete Gottfried zärtlich und legte seiner jüngsten Schwester Hand in die des Andreas, „möge Gottes Segen reichlich auf euch ruhen."

39. Kapitel.

Graf Seeburg letzte Lebensjahre.

Graf Seeburg lebte noch lange genug, um seine Enkelkinder auf den grünen Rasen des Seeburger Parkes spielen zu sehen; und war glücklich in dem Gedanken, daß unter der weisen und liebevollen Zucht solcher Eltern Kinder aufwuchsen, von denen man nicht zu fürchten brachte, daß je eines als verlorener Sohn dem Familiennamen Schande machen würde.

Er sah seinen geliebten Neffen und Schwiegersohn als erste Größe unter den Vertretern im Unterhause.

Für alle regelmäßigen Besucher des Parlaments war es ein gewohnter Anblick, wie der alte Mann, auf seinen Schwiegersohn gestützt, sich gemütlich auf seinem Platze niederließ, ehe die Verhandlung begann; man wußte, daß er stundenlang ruhig da sitzen blieb, zufrieden und geduldig wartend, bis sein Schwiegersohn Zeit hatte, ihn wieder abzuholen und fortzubegleiten.

Mit den Händen sich auf einen Stock lehnend, pflegte er unverwandt seine Augen auf die Szene unter ihm zu richten, indem er seine Ohren anstrengte, jedes Wort zu erfassen, das sein geliebter Gottfried sprach.

Wie stolz und glücklich war er, wenn er sah, wie in dem Augenblicke, da Gottfried von seinem Platze aufstand, sich ein allgemeines Gemurmel verbreitete, und die Mitglieder von allen Seiten herbeiströmten. Er war ein begeisterter Zeuge von dem mächtigen Einflusse, den Gottfried auf allen ausübte. Mit gespannter Aufmerksamkeit hing man an seinen Lippen, und die tiefste Stille herrschte im Saal, so daß seine ruhige klare Stimme in jeden Winkel des Saales drang.

Er redete nicht eben häufig, und drängte sich nicht vor. Er war stets bereit, andern das Wort zu lassen. Er sorgte wenig darum, wer den Ruhm hatte, eine Sache zu befürworten und durchzusetzen, wenn er es nur jedesmal in der richtigen Weise geschah.

Er hielt zwei Punkte beim Reden für unerläßlich, seinen Gegenstand gründlich kennen und sich selbst mit ganzem Herzen dafür erwärmen. Waren diese beiden Bestimmungen bei ihm nicht erfüllt, so sprach er überhaupt nicht, er hätte dies als ein unnützes Prunken und Künsteln mit Worten stets verworfen.

Graf Seeburg genoß in dem ruhigen Schimmer des Abendrotes all das Glück, das ihm der frühe Morgen und der helle Mittag seines Lebens versagt hatten. Er sah die Verwirklichung aller seiner Pläne und seines Strebens und empfing von den Seinen in vollem Maße eine reiche Liebe und Hingabe, nach denen er so lange vergeblich gelechzt hatte.

Gepflegt von liebenden Händen, umgeben von all den Seinen, die ihm teuer waren, ist er gestorben. —

Gottfried wurde später als Kabinettminister einer der hervorragendsten Männer seiner Zeit im öffentlichen Leben.

(Schluß folgt.)

Die Rundschau.

Herausgegeben von der
Mennonite Publishing Co., Elkhart, Ind.
Redigiert von C. B. Wiens.

Erscheint jeden Mittwoch.

Preis für die Ver. Staaten $1.00.
" " Deutschland 4 Mark.
" " Rußland 2 Rubel.
" " Frankreich 5 Franken.

Entered at the Post Office at Elkhart, Ind., as second-class matter.

29. Mai 1901.

Frau J. P. Isaak nebst Töchterlein sind gegenwärtig liebe Gäste im deutschen Departement des Verlagshauses zu Elkhart. Strohwitwer John wird sich in Chicago bei seinen Folianten trösten müssen.

Mit tiefem Bedauern vernehmen wir die Kunde von dem jammervollen Tode unseres kleinen Neffen, Heinrich Letkeman, Hillsboro, Kansas. Wir fühlen mit den trauernden Eltern. Möge der treue Gott in dieser Pfingstenzeit, den Tröster auch in das so schwer betroffene Haus senden.

„Absolut frei," lautet oft der Titel von Schwindelanzeigen. Man sollte die Herren Anzeiger beim Wort nehmen und einfach kein Geld schicken, ehe man die Ware gesehen. Mitunter wird ein gutes Ding als „frei" angezeigt, welches man sich durch ein wenig Arbeit verdienen kann.

Der Lehrplan für das deutsche Lehrer - Institut ist uns zur Rezension zugegangen und wir wollen demselben unsere volle Anerkennung nicht einen Augenblick vorenthalten. Wie die „Rundschau" das Blatt unseres Volkes geworden ist, möchte sie auch das Blatt unserer Lehrer werden und im Verein mit diesen Kämpen für christliche Bildung und geistige Unabhängigkeit nur für das Gemeinwohl unseres Volkes wirken.

Ein Bankgeschäft ist eigentlich nichts besonderes in Amerika; doch wenn wir die Namen sämtlicher Beamten der Bank von Mountain Lake, Minnesota lesen, welche wie folgt lauten: **D. Ewert, Präsident; H. P. Goertz, Vizepräsident; J. H. Dickman, Kassierer; D. G. Hiebert, Gehilfe des Kassierers,— so fällt uns auf, daß dieselbigen sich alle so bekannt anhören, als ob's alle von „unsern Leuten" wären, mit denen wir die Gelegenheit haben Geschäfte zu thun. Recht auffallend ist es, daß „unsere Leute" auf vielen Stellen glauben, es müssen Yankees oder doch Menschen mit „fremdklingenden" Namen sein, die unsere Beamten in Stadt, Dorf, Township seien, oder die auf unseren Konferenzen den Vorsitz und sonstwo das große Wort führen. Die Russen in und um Mountain Lake müssen doch herzhaft selbständig sein!**

„Getrennt marschieren aber vereint schlagen," ist eine schöne, aber leider oft sehr falsch angewandte Redensart. Am schlimmsten wirkt diese Redensart da, wo sie von einem engherzigen und fanatischen Pfaffentum ausgeht, um dessen geistige und geistliche Sklaven in Schlaf zu lullen, und sie glauben zu machen, sie seien sehr liberal und tolerant. Oft kann man auch sehen, daß christliche Denominationen oder Gemeinden im allgemeinen annehmen, sie seien sehr liberal und tolerant gesinnt, während doch zur selben Zeit der krasseste Fanatismus unter ihnen herrscht. Jegliche Anwendung der obigen Redensart unter uns ist Ironie, wenn nicht etwas Schlimmeres, so lange wir uns als Gemeinden innerhalb der Gemeinschaft bekämpfen, einerlei ob öffentlich oder heimlich, direkt oder indirekt. Sobald wir aber werden gelernt haben, daß wir alle unter einander Brüder sind, daß jede Gemeinde das Recht hat, ihre Eigentümlichkeiten zu haben, daß wir alle nur auf einem Grunde bauen können, und daß nicht jede Gemeinde ihre eigene Hochschule oder ihr eigenes Gemeindeblättlein haben kann; dann sind wir reif, die Redensart getrennt marschieren aber vereint schlagen, auf uns anzuwenden.

Was bedeutet christliche Bildung für uns? Wohl wissend, daß wir einen heiklen Gegenstand berühren, wollen wir doch kurz versuchen, ein paar, wenn auch nur zerstreute Gedanken darüber zu Papier zu bringen. Der größte Teil unserer Brüder ist wahrer, gründlicher und christlicher Bildung nicht abgeneigt, und die wenigen, die da wirklich gegen gründliche christliche Bildung sind, haben eben noch nicht das Glück gehabt, mit wirklich christlich gebildeten Männern zusammen zu kommen. Die meisten Gegner der Bildung werfen stets die Frage auf, was ist Bildung? So wie Pilatus einst fragte, was ist Wahrheit? Wahre Bildung und Wahrheit gehen Hand in Hand. Wir wollen nicht eine der gewöhnlichen, philosophischen Antworten oder Definitionen des Begriffes Bildung geben, sondern kurz folgendes anführen: Wir glauben, daß der Mensch von Gott erschaffen ist, nach seinem Bilde. Wir glauben, daß Gott der Herr ihm eine lebendige (unsterbliche) Seele schenkte. („....blies ihm ein den lebendigen Odem.") Wir glauben, daß der Mensch eine doppelte Bestimmung hat, d. h. eine irdische und eine himmlische. Wir glauben, daß der Mensch über die Erde „herrschen" soll. Natürlich muß jeder Christ von vorne herein zugestehen, daß die himmlische Bestimmung des Menschen eine viel wichtigere ist als die irdische. Doch ist die irdische Bestimmung des Menschen wichtig genug, damit wir derselben auch die nötige Aufmerksamkeit schenken, denn es ist unsere Vorbereitung für die Ewigkeit. In dieser Vorbereitungszeit sollen wir Menschen, alle uns von Gott verliehenen Kräfte und Anlagen zu wecken und zu entwikkeln suchen, damit wir dem Befehle Gottes, über die Erde zu herrschen, so weit wie möglich nachkommen. Wir können solches nur thun, indem wir in jeder Beziehung recht fleißig arbeiten. Wer nun glaubt, er habe ausgezeichnete Gaben, Schaufel und Gabel zu hantieren, der soll sich getrost in diesem Fache ausbilden. Und wer da fühlt, daß er auf einem mehr geistigen Gebiete etwas leisten könnte, soll nicht säumen, sich in dieser Richtung der Menschheit nützlich zu machen; denn über die Kreatur zu herrschen, und um sich die Erde, d. h. mit allem was darauf und darinnen ist, unterthan zu machen, muß man doch vor allen Dingen diese Erde kennen lernen, und versuchen mit den Naturgesetzen so weit wie möglich bekannt zu werden. Es giebt heutzutage wohl schon nur wenig Menschen, welche die Elektrizität oder die Dampfkraft (Dreschmaschinen) für Teufelswerk halten. Ohne gründliches, angestrengtes Forschen, resp. ohne Bildung, hätte kein Mensch eine Dreschmaschine ausfinden können, und wir wagen es hier an dieser Stelle zu behaupten, daß wenn die Menschheit in Allgemeinbildung seit Gidions Zeiten nicht vorgeschritten wäre, man heute das Getreide noch von Ochsen auf der Dreschtenne austreten lassen würde, wie es die unzivilisierten Völker des Morgenlandes thatsächlich heute noch thun. Unsere Väter haben in Deutschland und Rußland den Ackerbau in primitivster Weise fortgeführt; sie waren schlichte und fromme Leute, aber sie würden heutigen Tages mit all ihrem Fleiß und mit all ihrer Frömmigkeit auf einer Farm nicht so viel ziehen können, um den zehnten Teil ihrer Ausgaben zu decken. Da wird mancher sagen: Ja, durch das Nachäffen von andern, sind der Bedürfnisse so viele geworden. Er hat recht; aber wenn der Einwender zurückschauen möchte und seine eigenen Bedürfnisse mit denen seines Urgroßvaters zu vergleichen, würde er jedenfalls auf interessante Thatsachen stoßen. Vor 50 Jahren dachte wohl kaum jemand von uns, ein Telephon zu benützen; heute ist es auch unter uns so allgemein wie früher die Kaffeemühle. Wir kennen einen lieben alten Bischof, welcher auf dem Lande wohnt und sein Haus mit der Wohnung seiner Kinder, welche etwa eine viertel Meile von ihm entfernt wohnen, durch Telephon verbunden hat. Es wird jedermann einleuchten, daß dieses kleine unscheinbare Ding der Neuzeit für die lieben betagten Geschwister ein großer Segen ist; denn sie können im Notfalle zu jeder Zeit in wenigen Minuten ihre Kinder zu Hilfe gerufen haben. Auch können sie sich gelegentlich durch den wunderbaren Traht unterhalten, was besonders im Winter den alten Leuten sehr zu statten kommt. Dem gescheiten Manne erscheint es ganz natürlich, daß ein Farmer vom andern Lehr annehme, d. h. daß einer von den Erfahrungen des andern profitiert. Warum sollte man das dann auch nicht auf anderm Gebiete thun.

Doch wie gesagt, unser irdisches Leben ist nur eine Vorbereitungszeit für die Ewigkeit, und trotzdem es des Menschen Bestimmung ist, über die Erde zu herrschen, sagt das Wort Gottes uns weiter: „Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit." Daraus verstehen wir ganz deutlich, daß alles unser irdisches Arbeiten und Trachten uns nicht von dem wahren Wege, dem Wege zur Seligkeit abwendig machen solle.

Wie kommt es nun, daß manche treue und aufrichtig fromme Brüder so heftig gegen alle tiefere Bildung auftreten? Ihr Vorurteil ist in den meisten Fällen leider ein wohlbegründetes; denn wahre Bildung ist wie wahre Frömmigkeit ein gar seltenes Ding, und noch lange nicht jeder Hans Dampf, der mit stehendem Kragen, kreiselndem Spazierstock und gespreiztem Wesen sich dem staubigen Farmer als feiner, gebildeter Städter vorstellt, ist zu den Gebildeten zu rechnen. Hohles Wesen, halbes Wissen und ein-sich-breit-machendes Dilettantentum rufen das Vorurteil in manchem ehrlichen und biedern Herzen wach. Deshalb wollen und können wir die Brüder, welche gegen höhere Bildung sind, nicht beschuldigen oder verdammen; wünschen aber von ganzem Herzen, daß diese voreingenommenen Brüder recht bald Gelegenheit haben möchten, mit einem wirklich gebildeten, gottesfürchtigen Menschen zusammen zu kommen.

Bekanntmachung.

Mountain Lake, Minn., den 24. Mai 1901.

Zu Sonnabend, den 1. Juni, ½3 Uhr nachmittags, sind alle die sich für Washington interessieren nach Goertzens Hall eingeladen. Berichte über unsere lebte Reise und Vorkehrungen für die nächste, am 4. Juni, sollen gemacht werden. Die halbe Preis Tickets werden jeden 1. und 3. Dienstag auch im Juli, August und September zu haben sein.

Achtungsvoll,

Julius Siemens.

Briefkasten.

Heinrich Plett. — Heute Rbl. 100.00 erhalten.

.H. Warkentin, Danilofka. — Rbl. 20.00 erhalten. Wir werden die „Rundschau" weiter schicken.

Peter Goossen, Lindenau.—Obzwar Ihr zweiter Brief schon hier ist, nehme ich mir doch die Freiheit, Ihr Eingesandt gerade so zu bringen, wie Sie es ursprünglich geschrieben. Stimme Ihnen bei. — Editor.

P. P., Rußland.—„Rundschau" und Bücher werden geschickt. Dank. Können bei J. Born bezahlen. Es ist hier gebräuchlich, daß jeder zwei Vornamen hat, ähnlich wie in Deutschland, nicht wie in Rußland Name und Vatersname. Dann kürzt der Amerikaner fürs Leben gern alles ab und läßt von den beiden Vornamen schließlich nur die bei den großen Anfangsbuchstaben stehen. So entsteht das C. H. nach dem Sie fragen. Diese Namen oder Buchstaben, oder Namen und Mittelbuchstaben, z. B. Peter A. Janzen, darf sich jeder nach Belieben wählen. Daß die Russen dabei oft die Buchstaben ihres Namens und Vaternamens wählten, zeigt aber, daß sie immer noch sehr an ihrem alten Vaterlande hängen.

Aid Plan.

Da der Aid Plan in letzter Zeit ziemlich Verluste zu bezahlen hatte, so ist die Kasse ganz ausgetrocknet und das Exekutivkomitee sieht sich veranlaßt eine Zehncentsauflage zu machen.

Mit der Hageleinschätzung geht es langsam voran. Stellenweise nimmt die Hessenfliege den Leuten den Mut und stellenweise sind die Aid Plan Abschätzer dagegen, weil sie schon in Hagelversicherungen interessiert sind, die da mehr einbringen, und sie schreiben uns, daß sie weder „Zeit noch Lust" hätten, sich mit der Hageleinschätzung abzugeben. Was die liebe Zeit anbelangt, so könnten wir Elkharter wohl dasselbe sagen. Sollten in dieser Woche nicht noch viele Einschätzungen einlaufen, so werden wir die eingeschickten Gelder laut Regeln zurückschicken.

Die Beamten.

Protokoll der jährlichen Versammlung des

Mennonite Aid Plan Distrikts No. 95,

abgehalten am Mittwoch, den 1. Mai, 1901.

Vorsitzer Herrmann Dirks.
Schreiber Wm. Abrams.

1. Herr Johann Hiebert, Hauptschreiber, las zuerst das Protokoll der letztjährigen Versammlung vor, welches auf Vorschlag von Herrn P. P. Siemens, unterstützt und von Herrn F. F. Siemens angenommen wurde.

2. Der Vorsitzer ernannte zunächst die Herren Joh. Schwartz und Isaak Loewen als Rechnungsrevisoren. Nachdem die Revisoren fertig waren legte der Hauptschreiber einen jährlichen Finanzbericht ab, welcher angenommen wurde auf Vorschlag von Herrn Johann Funk und unterstützt von Herrn F. F. Siemens.

3. Vorgeschlagen von Herrn Johann Funk, unterstützt von Herrn Johann Schwartz, daß die sich jetzt in Kasse befindende Bilanz von $16.52 dem Hauptschreiber als Vergütung für gethane Arbeit zugestanden werde. Angenommen.

4. Vorgeschlagen von Herrn Jakob J. Kehler, unterstützt von Herrn F. F. Siemens, daß dem Hauptschreiber für das kommende Jahr $25.00 als Lohn zugestimmt wird. Angenommen.

5. Vorgeschlagen von Herrn J. J. Kehler, unterstützt von Herrn Isaak Loewen, daß $1.00 von $1000.00 von den abgeschätzten Totalsummen, mit dem jährlichen Brandgelde zugleich, kollektiert wird, um Schreiberlohn, Unkosten der Delegaten und sonstige Unkosten zu bestreiten. Angenommen.

6. Vorgeschlagen von P. P. Siemens, unterstützt von Herrn F. F. Siemens, daß unser Haupschreiber in Manitoba den Hauptschreiber in Elkhart ersucht, geschätztes Eigentum gleich nach der Abschätzung als versichert anzusehen. Angenommen.

7. Vorgeschlagen von Herrn F. F. Siemens, unterstützt von Herrn P. P. Siemens, daß unser Hauptschreiber sich bei der Hauptoffice in Elkhart erkundigt in welchem Verhältnis Brandgeld gezahlt wird. Angenommen.

8. Vorgeschlagen von Isaak Loewen unterstützt von Herrn Peter J. Friesen, daß der Hauptschreiber für das nächste Jahr durch Stimmzettel gewählt wird. Angenommen.

Herr Johann Hiebert wurde durch Acclamation gewählt.

9. Vorgeschlagen von Jakob Schwartz, unterstützt von P. P. Siemens, daß Joh. Schwartz und Isaak Loewen für das kommende Jahr die Rechnungsrevisoren sein sollen. Angenommen.

10. Vorgeschlagen von Isaak Loewen, unterstützt von P. P. Siemens, daß der Hauptschreiber zu passender Zeit eine Versammlung einberufen soll um Delegaten zu wählen für die im kommenden Februar abzuhaltende Konferenz in Elkhart, Ind. Angenommen.

11. Vorgeschlagen von Joh. Hiebert, unterstützt von Johann Schwartz, daß die Versammlung sich vertage. Angenommen.

Wm. Abrams,
Temporärer Schreiber.

(Fortsetzung von Seite 2)

Lichter und alle auf dem Leuchter; gewiß auf ihm, dem goldenen Leuchter, denn, wenn, wir er sagt, niemand ein angezündetes Licht mit einem Gefäß bedeckt, oder unter eine Bank setzt, wird denn er seine von ihm angezündeten Lichte bedecken? Wird er sie nicht vielmehr auf den Leuchter zum Leuchten stellen? O ihr lieben Mitpilger zur Ewigkeit, wisset es, euer Platz ist auf ihm, dem goldenen Leuchter, und euer Zweck ist dem seinen gleich: „Zu leuchten." Er, der von sich sagte: „Ich bin das Licht der Welt," sagte auch von uns dasselbe Wort in seiner Bergpredigt. (Ev. Matth. 5, 14.) Er, unser Erlöser und Seligmacher, ist nun hingegangen zum Vater, aber er ließ diese Welt nicht in Finsternis. Er hat die Seinen hier gelassen, damit sie wandeln wie die Kinder des Lichts. Der Apostel Paulus schreibt in Epeser 5, 8: „Denn ihr waret weiland Finsternis, nun aber seid ihr ein Licht in dem Herrn!" Nun, der Herr wolle uns Kraft schenken durch seinen H. Geist, daß wir auch unser Licht leuchten lassen; um unsern Umkreis zu erleuchten. Daß wünsche ich euch alle, liebe Rundschauleser, von Herzen, und den lieben Editor dasselbe.

Johann Pankratz
von Steinfeld.

Samara, den 12. April 1901. Gnade und Friede dem Editor und allen Rundschaulesern zuvor! Dieweil die „Rundschau" so ein treuer Bote ist, und überall in der alten und neuen Welt einkehrt, so dachte ich, ihr auch etliche Zeilen mit auf die Reise zu geben. Die l. Freunde wohnen so sehr zerstreut, daß der Briefwechsel wenig und Stellenweise gar nicht wird. Will deshalb versuchen, durch die „Rundschau" von uns hören zu lassen. — In Amerika haben wir viele Freunde; da wir aber nicht wissen, an welchen Orten sie sich alle aufhalten, auch keine Adresse haben, so ist's vielleicht möglich, durch die „Rundschau" zu erfahren, ob sie noch unter den Lebenden sind. Unsere Freunde die ich kenne sind: Heinrich Böse, Peter Böse, ihre Frauen sind meine Nichten Namens Anna und Helena Kanke, früher, Krim, Tschakmak, dann habe ich noch einen Vetter Jak. Sawatzky, Sohn des verstorbenen Pet. Sawatzky, früher Krim, Friedensstein. Ihr l. Freunde! was macht ihr dort in der weiten Welt? Seid ihr noch unter den Lebenden? Gerne hätte ich ein Lebenszeichen von euch. Weil ich keine Adresse von euch habe, so wende ich mich an die „Rundschau". Sollte dieselbe, wenn auch nicht bei meinen Freunden, aber vielleicht wo in der Nähe einkehren, so sind die Leser derselben gebeten, den Betreffenden kund zu thun, und anzuspornen, mir einen Brief zuzusenden, oder durch die

„Rundschau“ Nachricht zu schicken, wo sie sich aufhalten. Wir wohnen im samarischen Gouv. Anno 1892, im Juni-Monat zogen wir von der Krim hierher, also sind es bald neun Jahren, seit wir hier sind.

Der Gesundheitszustand ist so ziemlich gut, dem Herrn sei Dank dafür. Wir haben viel durchmachen müssen, in dieser kalten Gegend; es ging uns im Anfang hier sehr arm. Gleich im ersten Jahr wurde mein Vater, Jak. Kanke, Dorfslehrer, und arbeitet heutiges Tages in diesem Amte. Ich bin verheiratet seit dem Jahre 1898. Schwester Maria ist auch verheiratet, die andern sind zu Hause. Ich habe vier Brüder und drei Schwestern. Im verflossenen Jahre den 10. Dezember feierten unsere Eltern Silberhochzeit. Ihnen wurden viele Glück- und Segenswünsche zum fernern Leben gewünscht. Den 2. April d. J. feierte der Vater seinen 49. Geburtstag. Der Mutter Geburtstag feiern wir, wenn's des Herrn Wille ist, den 25. Oktober. Es ist ihr 48. Geburtstag. Ich bin Lehrer, und zwar seit dem Jahre 1895 im Dorfe Klienock. Nun ich muß schließen mit meinem Bericht.

Zum Schluß einen herzlichen Gruß an den Editor und an allen Leser der „Rundschau“ mit 1. Theff. 5, 16—26

David und Maria Kanke.

Samara, Kaltan, den 12. April. Dieweil die „Rundschau“ ein so treuer Bote ist, und überall in der alten und neuen Heimat sowie auch im fernen Amerika einkehrt, so dachte ich derselben auch etliche Zeilen mitzugeben. So wende ich mich zuerst nach der lieben Mutter. Sie ist Witwe Heinrich Penner. Zuvor wünschen wir Ihnen einen herzlichen Gruß, und daß dieses Sie bei guter Gesundheit antreffen möge. Wir sind allesamt schön gesund. Der Herr hat uns mit acht Kindern gesegnet, wovon eins jedoch schon in der Ewigkeit ist. Ihre Namen sind: Jakob, Heinrich, David, Maria, Elisabeth, Gerhard und Abraham.

Geliebte Mutter, wir möchten gerne einmal ein Lebenszeichen von Ihnen haben, einen langen Brief. Da wir Ihre Adresse nicht haben, so können wir nicht persönlich an Sie schreiben. Es fällt mir recht oftmals ein, ob meine Mutter auch noch unter den Lebenden oder ob sie auch schon in der Ewigkeit ist, oder, wenn sie noch hier auf Erden, ob sie bei ihren Kindern ist, oder wie es ihr eigentlich gehen mag. Wir können in irdischer Hinsicht über nichts klagen. Getreide haben wir noch alle Jahre bekommen, wenn auch mit Unterschied. Wir sind bald zehn Jahre hier. Während dieser Zeit gab es auch manche schwere Stunden durchzukämpfen, so daß es oft dunkel aussah, aber Gott sei Lob und Dank, er hat uns beige standen auch in den trüben Stunden des Lebens. Nun will ich euch noch berichten, daß Bruder Gerhard Penner in Orenburg wohnt. Der Bruder besuchte uns anfangs Winter; es geht uns noch nicht zum besten, aber aller Anfang ist schwer. Bruder Peter Pennen ist noch in der Kolonie. Er besuchte uns mit einem Brief. Damals war bei ihnen alles gesund. Um von uns nach Gerhard Penners zu fahren brauchen wir einen Tag. Die Tante Andreas Dekker ist so viel wir wissen gesund; die Kinder hat sie nicht alle zu Hause. Eva ihr Mann heißt Heinrich Löwen. Anna hat einen Enns, Susanna ist mit Freundennach Omsk gezogen, Peter muß der Wirtschaft vorstehen. Sarah und Tina und Maria stehen der Mutter zur Seite. Nun will ich noch zu meinen Geschwistern gehen. Peter Köhn und George Unruhs. Liebe Geschwister, was macht ihr denn samt Kindern? Seid ihr noch gesund? Bruder Friedrich Penner, wo ist dein Aufenthalt, noch bei den Pflegeeltern? Wünsche euch allesamt die Gnade des Herrn. Wir bitten herzlich um ein Lebenszeichen, wenn nicht brieflich dann durch die „Rundschau.“ Jetzt noch ein wenig zu den lieben Onkel, Nichten und Vettern. Lebt Onkel Abraham Schmidt noch? Tobias Unruhs und ihr andern Freunde. Wir möchten gern einmal Briefe von euch allen lesen, um zu erfahren wie es euch geht, ob ihr alle euer eigenes Land habt. Wir haben auf unserer Wirtschaft 40 Deßj. Vergangenes Jahr haben wir von 16 Deßj. Weizen 125 Tsch. bekommen, Gerste von 5 Deßj. 58 Tsch.; Hafer 3 Deßj. 25 Tsch.; Kartoffeln viel mehr als wir brauchen, doch haben dieselben keinen Preis. Der Weizen war 63 Kp. a Pud. Nun will ich mich auch nicht zu lang aufhalten. Sollte die liebe Mutter und Geschwister die „Rundschau“ nicht lesen, so bitte ich andere liebe Rundschauleser ihnen diese Zeilen zu übermitteln.

Nun will ich noch zu meiner Freunden Frau gehen. Sie ist Peter Nachtigalls Tochter Maria, früher Franzthal. Onkel Heinrich Bekker, früher Franzthal, einen herzlichen Gruß an euch, so wie auch Onkel Johann Pauls samt Kindern, Gerhard Bärgens Kinder, welche meiner Frau Vetter und Nichten sind, und Peter und Johann Bekker. Wir wünschen euch allesamt die Gnade des Herrn. Meine Frau schrieb einmal einen Brief an ihre Freunde, aber wir haben keine Antwort erhalten. Wir bitten herzlich um Nachricht, wenn nicht brieflich, dann durch die „Rundschau“. Meine Frau sieht zu allererst, wenn die „Rundschau“ kommt, die Nachrichten von Amerika durch, ob nicht mal was von Mutter oder Freunden darinnen ist. Lebt Heinrich Voth, früher Franzthal, noch? Seine Schwester Eva läßt ihn herzlich grüßen. Seine Schwester, Liedke, ist in Orenburg bei ihren Kindern David Liedkes. Wir sind beschäftigt mit der Saatzeit. Es ist recht schön warm, aber der Winter ist auch kalt und lang.

Liebe Mutter und Geschwister, seid herzlich gegrüßt von euren Kindern

Jakob und Maria Penner.

Unsere Adresse ist:

B. B. Voth, zur Uebergabe an Jakob Penner, Kaltan, Sorotschinskaja, Gouv. Samara.

Samara, Jugowka, den 13. April 1901. Werte „Rundschau“! Dieweil ich in Amerika eine Schwester, Vetter und Nichten habe, bitte ich um etwas Raum in der „Rundschau“. Zuerst gehe ich mit meinen Gedanken zu meinem Schwager Jak. Zülke, welcher meine Schwester Juliana zur Frau hat. Liebe Geschwister, seid ihr noch unter den Lebenden? Ich bekam vor etlicher Zeit eine No. „Rundschau“ in die Hände, wo der Name Jakob Zülke erwähnt wurde. Es muß mein Schwager sein. Solltet ihr noch leben, so bitte ich euch, um freundliche Erwiderung auf meine Bitte. Dann sind dort auch noch die Vetter Wilh. Penner, Jak. Penner, früher Krim, Friedenstein, und die Nichten Anna, Maria und Kath. Penner. Auch Abr. Rempel, er hat Anna Sawatzky zur Frau, und Jak. Sawatzky, Schwager des Abr. Rempel; auch sonst noch Vetter und Nichten. Seid alle herzlich gegrüßt von uns. Meine Frau ist euch allen bekannt; sie ist eine Günthers Tochter. Wir sind mit unsern acht Kindern schön gesund. Der älteste Sohn ist verheiratet und schon fünf Jahre Dorfslehrer; Tochter Maria auch verheiratet mit Hein. Koop von hieselbst. Bin auch Lehrer in der Dorfsschule. Der Herr möge mein Werk fördern.

Muß noch berichten, daß ich mit meiner Frau und den beiden jüngsten Söhnen im Maimonat v. J. in der Krim war. Besuchten unsere Geschwister. Danke ihnen für die Liebesbeweise. Bruder Pet. Kanke lebte aber nicht mehr, er starb im vorigen Jahre, im Januar. Auch Schwager Tobias Spärling ist im vorigen Jahre gestorben, den 13. Dez. Und so wird auch unsere Sterbensstunde herankommen, wohl dem, der bereit ist. Und dann ein herrliches Widersehen, wo keine Trennung mehr sein wird.

Bei uns ist jetzt Saatzeit, aber eine sehr schwere, auch sehr heiß, bis 22 Grad, so daß vergangenen Sonnabend drei Pferde fielen.

Der Gesundheitszustand ist sehr befriedigend in unserer Umgegend.

Der Editor und die werten Leser der „Rundschau“ mit Psalm 90, 1—12 grüßend verbleiben wir eure

Jak. und Susanna Kanke.

Miloradofka, am 16. April 1901. Zuvor einen Gruß an den Editor! Vorige Woche, den 11. April, schickte ich einen Aufsatz an die „Rundschau. Heute bekam ich Rundschau No. 15, und es bewog mich, wieder zu schreiben an meinen l. Vetter, Johann Krause. Du erwähnst, daß du einen Brief an mich geschrieben und abgeschickt hast. Ich habe keinen erhalten. Ich hätte denselben gerne gelesen und beantwortet. Indem ich die Zeilen las, wie der Herr zu euch geredet, konnte ich an eurem Schicksal recht innig Anteil nehmen, denn ich habe ja einmal auch Aehnliches erfahren müssen. Als ich noch im elterlichen Hause war, gingen ich und mein Bruder baden, und — er ertrank. Er war schon 17 Jahre alt. Die plötzliche Scheidung war jedoch nicht das Schrecklichste. — In einem Liede heißt es: „Er starb wie er lebte, mit gottlosem Sinn.“ Und das war es, was auch sein Dahinscheiden für uns so schmerzhaft machte. Ja, der Herr Jesus hat oft wunderliche Wege für uns, die uns unbegreiflich sind. Er will nicht, daß jemand verloren gehe. Der Herr Jesus warnt in seiner Bergpredigt: „Trachtet am ersten nach dem Reich Gottes und nach seiner Gerechtigkeit.“

Nun, wir sind Gott Lob und Dank gesund. Wir haben vier Kinder. Eins ist verheiratet, wohnt ungefähr 25 Werst von uns; sieben haben wir schon dort in der Ewigkeit und ich freue mich, sie dort alle wiederzusehen. Und Gott will auch, daß wir uns wiedersehen, lieber Vetter, und wenn nicht hier, dann dort im Himmel. Berichte noch, daß zwei unserer Onkel noch am Leben sind. Onkel Isaak Dück war vor zwei Wochen bei uns zu Gast. Er ist noch immer ganz rüstig. Er dient auf einem kleinen Landgut als Verwalter, und Onkel Peter Dück wohnt noch immer in Einlage; ich habe ihn schon lange nicht gesehn, aber Nachricht von ihm erhalten, daß er noch immer gesund und kräftig ist.

Noch einen Gruß an alle meine Freunde in Amerika, die sich meiner erinnern mit Jes. 53, 1 bis Ende.

Abraham Bergen.

Landwirtschaftliches.

Die Feinde der Kartoffel und wie sie zu bekämpfen.

Will man in diesem Lande überhaupt eine Kartoffelernte einbringen, so sieht man sich notwendigerweise gezwungen, gegen verschiedene Insekten und Pilzkrankheiten anzukämpfen, denen die Kartoffel als Angriffsobjekt dient; wird nichts zum Schutze der Pflanzen gegen diese Feinde unternommen, so giebt's einfach keine Kartoffeln. Drüben in Europa hat es der Kartoffelbauer stellenweise nur mit der Fäule zu thun, allenfalls auch mit dem Grind der Knollen. Beide Uebel hat man hier auch, bloß daß sie allgemeiner sind und verheerender auftreten, dann aber giebt's auch noch einen frühen Brand, der die Kartoffeln schon abtötet noch bevor sie recht Knollen angesetzt haben; der schlimmste aller Feinde der Kartoffelpflanzen aber ist der Colorado-Käfer, der, wenn man ihn ungestört arbeiten läßt, den Kartoffelbau gänzlich unmöglich macht. Außer diesem Hauptschädling wird das Blattwerk der Kartoffelpflanzen auch noch sehr häufig in vielen Gegenden des Landes von einer Sorte kleiner, schwärzlicher, erdflohartiger Blattkäfer nicht unwesentlich beschädigt. Dieser Käfer ist zu gleicher Zeit mit dem Coloradokäfer auf dem Kartoffelfelde, das meint so bald die Kartoffeln den Boden durchbrechen und macht sich bemerklich durch unzählige kleine Löcher die er in die Blätter frißt.

Die beiden Pilzkrankheiten, denen die Kartoffelpflanze unterworfen ist, sind der frühe Brand oder Blätterrost und der späte Brand oder die Kartoffelfäule.

Der frühe Brand erscheint gewöhnlich schon frühe an den Blättern und greift vorzugsweise frühe Kartoffelsorten an; sehr oft bemerkt man schon die ersten graubraunen Punkte auf den Blättern zur Zeit der Blüte, wenn die Knollen ansetzen, Ende Juni, immer aber tritt die Krankheit während des Juli auf wenn sie überhaupt kommt. Sie entwickelt sich langsam, erst nach und nach erweitern sich die braunen Flecke, vorzugsweise den Blatträndern entlang, von wo aus sie das ganze Blatt überlaufen, das in sich zusammenrollt, brüchig wird und abfällt. Die Stengel bleiben noch längere Zeit etwas grün, sterben aber allmählich dann auch ab.

Heißes, trockenes Wetter begünstigt die Krankeit und gewöhnlich tritt sie am schlimmsten auf hochgelegenem Lande auf. Auch sonst können irgend welche Umstände, die einen schwächenden Einfluß auf die Kartoffelpflanze ausüben, den Brand begünstigen. Zu solchen Umständen gehören besonders die Verheerungen durch die Käfer. Durch diesen frühen Brand wird zwar keine Fäule der Knollen verursacht, wie solches eine Folge des späten Brands ist, aber das Wachstum der Pflanzen wird durch die Krankheit aufgehalten und sie sterben ab lange bevor ihre regelrechte Ausbildung vollendet ist; anstatt daß sie die Knollen zu ihrer vollen Größe auswachsen, bleiben sie klein und minderwertig.

Der späte Brand ist verantwortlich für das Faulen der Kartoffeln. Diese Krankeit erscheint selten vorm August auf dem Kartoffelfelde. Die Zeit ihres Erscheinens und die Schnelligkeit mit der sie Fortschritte macht ist vielfach abhängig von den jeweiligen Witterungsverhältnissen. Bei warmem, feuchtem Wetter verbreitet der Brand sich außerordentlich schnell, so daß manchmal in wenigen Tagen die ganzen bis dahin grünen und gesunden Pflanzen schwarz werden, niederfallen und faulen, dabei entwickelt sich dann der dieser Kartoffelkrankheit eigentümliche, widerliche faule Geruch. In weniger günstigem Wetter dagegen macht die Krankheit langsamere Fortschritte, doch geschieht das aber immer noch schneller als der frühe Brand sich ausbreitet.

Dieser späte Brand zeigt sich auf den Blättern zuerst als ein kleiner rötlich dunkler Fleck, der sich schnell vergrößert, bis das ganze Blatt in Mitleidenschaft gezogen ist. Ursache ist ein Pilz der sich im Blattgewebe entwickelt; man kann ihn oftmals als einen feinen weißen Mehltau auf den brandigen Blättern unterscheiden. Die Keime dieser Pilze fallen von den brandigen Blättern auf die Erde, werden in den Boden gewaschen, kommen dort an die Knollen und verursachen die bekannte Fäule. Um einem Auftreten des späteren Brands und der Fäule entgegen zu arbeiten, muß man keine Saatknollen von Kartoffeln nehmen, die durch den späten Brand getötet wurden, auch muß man in den ersten drei bis vier Jahren keine Kartoffeln wieder auf dasselbe Feld bringen wo die Ernte durch den Brand gelitten hatte.

Es kommt nun die Frage, mit welchen Mitteln wir diesen Feinden des Kartoffelbaus entgegenzutreten haben. Das wohlbekannte Mittel gegen den Coloradokäfer ist das Pariser Grün; ein jeder Kartoffelbauer weiß längst, daß er diesen Schädling erfolgreich in Schach halten kann dadurch, daß er ihn mit diesem Giftstoff füttert, indem er entweder mit Wasser oder mit Mehl gemischt auf die Kartoffelpflanzen gesprüht oder gestäubt wird. Aber dem kleinen schwarzen Blattkäfer thut das Pariser Grün nichts, wohl aber wird er durch Besprengen mit einer Petroleum Emulsion oder auch mit einer Kupferkalkbrühe, sog. Bordeauxmischung getötet. Die Bordeaux-Mischung ist auch das Mittel welches gegen die beiden Arten des Kartoffelbrands anzuwenden ist. Der Kartoffelbauer hat also nur nötig mit den beiden bekannten Hauptmitteln gegen die Kartoffelschädlinge ins Feld zu ziehen, mit der Pariser Grün-Mischung gegen den Coloradokäfer und mit der Bordeauxmischung gegen den Blätterrost, die Kartoffelfäule und gegen den Blattkäfer. Um nun allen Schädlingen zu gleicher Zeit in einer Anwendung auf den Leib zu rücken, kann man das Pariser Grün gegen den Coloradokäfer, der Kupferkalkbrühe gleich beimengen und dann mit dieser Pariser Grün-Bordeauxmischung die Kartoffeln besprengen. Das Pariser Grün muß nicht in seiner Staubform direkt ins Wasser geschüttet werden, weil er sich so schlecht in der Brühe verteilt, sondern es muß zuerst mit nur wenig Wasser ein Teig gemacht, dieser dann noch etwas weiter verdünnt und dann zuletzt die Mischung ins Wasser geschüttet werden.

Die Bordeauxmischung wird hergestellt aus 5 Pfund Blaustein (Sulphate of Copper), 5 Pfund ungelöschtem Kalk und 50 Gallonen Wasser. Zur Herstellung der Brühe muß man zwei Fässer haben; in dem einen Fasse löst man in 25 Gallonen Wasser den Blaustein indem man diesen in einem Säckchen aus grober Leinwand in das Wasser hängt und in dem anderen Fasse löscht man den Kalk und macht ebenfalls aus 25 Gallonen Wasser die Kalkmilch zurecht. Beides gießt man dann unter Umrühren zusammen, die Kalkmilch vorher erst durch ein Seihtuch, damit sie frei bleibt von Kalkkies der sonst die Löcher der Brausen verstopft. Wenn die Brühe fertig ist, wird der Pariser Grün-Brei hinzugethan; man kann für Kartoffeln von 8—10 Unzen auf das Faß von 50 Gallonen nehmen.

Hat man viele Kartoffeln zu behandeln und muß deshalb größere Mengen der Brühe verbrauchen, so sollte man sich von beiden, dem Kalk sowohl als auch dem Blaustein, vorerst eine gesättigte Lösung zurechtmachen, die dann zur Herstellung der Brühe benutzt wird. Zu dem Zwecke hängt man 40 Pfund Blaustein in einem Sacke in ein Faß mit 40 Gallonen Wasser und läßt ihn auflösen. Die Lösung enthält dann ein Pfund Blaustein auf jede Gallone. In einem anderen Fasse wird so viel Kalk gelöscht wie der Raum ermöglicht. Man hält den gelöschten Kalk mit Wasser bedeckt, er erhält sich so gut. Will man dann ein Faß der Bor-

(Fortsetzung auf Seite 8.)

Zeitereignisse.

Die Präsidentenreise.

San Francisco, 21. Mai. — Heute früh nahm Präsident McKinley eine Parade der Schulkinder San Francisco's an Van Neß Avenue ab. Tausende hübsch gekleideter Kinder, mit Blumensträußen und Fahnen in den Nationalfarben, standen auf beiden Seiten der Straße und jauchzten dem Präsidenten begeistert zu, als er die langen Linien hindurchfuhr. In Begleitung des Präsidenten befanden sich das Kabinet, Kongreßabgeordnete, sowie zahlreiche andere Notable. Die Kinder waren in sehr begeisterter Stimmung und die Gesellschaft des Präsidenten wurde häufig von einem förmlichen Blumenregen bedeckt. Präsident McKinley war augenscheinlich über die ihm von den Kindern dargebrachte Ovation sehr erfreut.

Die Zahl der Schulkinder mochte gegen 50,000 betragen. Der Präsident fuhr mit dem Hute in der Hand durch die dichtgedrängten Reihen und winkte unaufhörlich, sichtlich sehr vergnügt, nach recht und links.

Die Avenue prangte in reichem Flaggenschmuck; besonders gut nahmen sich auch die seidenen Schulbanner aus, auf denen die Namen der einzelnen Schulen angebracht waren. Halbwegs zwischen California und Sacramento Straße hielt der Wagenzug und die Kinder verlangten stürmisch nach einer Ansprache. Zugleich umschwärmten viele den Wagen des Präsidenten und mehrere Minuten vergingen mit Händeschütteln der Kleinen. Endlich erhob sich der Präsident zu einer kurzen Rede, in der er seiner Freude Ausdruck gab, die Schuljugend San Francisco's kennen gelernt und damit zugleich einen Einblick in ihr Heim gewonnen zu haben. Dann gab der Präsident seiner Wertschätzung der Bildung Ausdruck; er kenne keinen schöneren Ehrgeiz, als sich tüchtige Kenntnisse zu sammeln. Nicht alle können große Gelehrte werden, aber jeder vermöge sich einen guten Schulsack anzueignen. Die Kinder dürften sich versichert halten, daß nichts wesentlicher sei für ihr gutes Fortkommen und ihren Erfolg im späteren Leben, als eine gute Erziehung.

Zum Schluß seiner Rede wies der Präsident dann auf die Fortschritte hin, welche das Erziehungswesen in unserem Lande gemacht; gegenwärtig besuchen die öffentlichen Schulen der Ver. Staaten viermal so viel Kinder, als die Einwohnerzahl zur Zeit der Republikgründung betrug.

Nach Beendigung der Schulkinderparade fuhr der Präsident mit seiner Gesellschaft nach dem Presidio.

General Schafter begrüßte mit seinem Stabe den Höchstcommandierenden der Armee nach seiner Ankunft im Presidio, und der Präsident besichtigte dann die Lager, wo Tausende der Freiwilligentruppen auf ihrem Hin- und Rückwege von den Philippinen Quartier nahmen, sowie auch die Feldlager der regulären Truppen.

Falls kein unvorhergesehener Zwischenfall eintritt, wird der Präsident morgen einem Empfange der Tempelritter von Kalifornien beiwohnen.

Dem Empfange wird eine Parade der Ritter in voller Uniform vorausgehen. Auch andere Punkte des ursprünglichen Programms sollen noch während des Aufenthalts des Präsidenten zur Ausführung gelangen, falls die Besserung im Befinden der Frau McKinley anhält.

Ogden, Utah, 26. Mai. — **Der Sonderzug des Präsidenten durchquerte heute den Staat Nevada und traf heute abend um halb 7 Uhr in Ogden ein. Die Reise ging längs des Humboldt River durch das Ruby- und Wasatch-Gebirge und von dort nach dem Becken des Großen Salzsees. Den größten Teil des Tages befanden sich die Reisenden in einer Höhe von über 5000 Fuß und schneebedeckte Berggipfel waren fortwährend von den Fenstern der Wagen aus in Sicht.** Eine Eisenbahnfahrt durch Nevada ist während dieser Jahreszeit nichts weniger wie angenehm, die Hitze ist drückend und der Staub überaus lästig. Ein wahres Glück für die kranke Gemahlin des Präsidenten war es, daß letzte Nacht einer jener heftigen Regen, die so selten diese Region heimsuchen, über den ganzen Staat niederging, wodurch der Staub entfernt und die Hitze gemildert wurde. Auch während des Tages regnete es mehrere Male. Frau McKinley verbrachte während der Fahrt durch die Sierras eine komfortable Nacht, doch wurde der Tagesfahrt mit einiger Besorgnis entgegengesehen. Der Regen während der Nacht und die wiederholten Regengüsse während des Tages räumten jedoch die Besorgnis aus dem Wege. Dr. Rixey sagte heute abend, daß Frau McKinley die Reise gut aushalte.

Wegen des Sonntags blieben der Präsident und die Herren seiner Begleitung ruhig in ihren Salonwagen. Nur ein- oder zweimal, wo der Zug anhielt, um Wasser zu fassen, stiegen sie aus, um sich etwas Bewegung zu machen. In Carlin, wo der Zug heute kurz nach Tagesanbruch ankam, schüttelte der Präsident einigen Leuten, die sich am Bahnhofe eingefunden hatten, die Hände. Der chinesischen Frage wird während der Reise nach Washington vom Präsidenten und den Mitgliedern seines Kabinetts beträchtliche Aufmerksamkeit geschenkt. Die Ablehnung der anderen Mächte, sich den Vorschlägen der Ver. Staaten betreffs Erniedrigung der Entschädigung anzuschließen, war eine große Enttäuschung, obwohl kaum gesagt werden konnte, daß diese Weigerung gänzlich unerwartet war. Die Notwendigkeit, daß die europäischen Mächte große Armeen und Flotten halten, spielt vielleicht eine Rolle in der gegenwärtigen Situation.

Der Präsident und die Mitglieder des Kabinetts sind überzeugt, daß die amerikanische Regierung im Recht war, als sie gegen übertriebene Entschädigungsforderungen von China protestierte. Die Forderungen der anderen Mächte werden für so übertrieben hoch gehalten, daß sie wahrscheinlich, wenn auf der Durchführung bestanden wird, die Verkrüppelung oder Teilung des Reiches herbeiführen werden. Die Ver. Staaten werden fortfahren, diese Ansicht bei jeder Gelegenheit zu betonen.

Gehen die Mächte allein vor und zwingen China, sich ihren Forderungen zu fügen, so wird die amerikanische Regierung selbstredend den ihr auf Grund der gegenwärtigen Basis zugewiesenen Anteil annehmen und denselben in angemessener Weise verwenden.

Die Ver. Staaten sind nicht zu Gunsten des vorgeschlagenen Planes, eine internationale Anleihe für China aufzubringen und zu garantieren, aus deren Ertrag es seine Schulden an die Mächte abtragen kann. Die Ver. Staaten sind willens, die Bonds von China, ohne Indossierung einer anderen Macht, zu drei Prozent Zinsen zu acceptieren und so der Welt die Aufrichtigkeit des amerikanischen Versprechens zu beweisen, daß Amerika China wieder auf die Beine zu bringen, und seine politische Integrität zu erhalten wünscht.

Der Zug des Präsidenten wird dem jetzigen Fahrplan zufolge am Dienstagnachmittag in Chicago und am Mittwochabend in Washington eintreffen.

Washington, 26. Mai. — **Im Weißen Hause traf heute nachmittag folgende Depesche von Sekretär Cortelyou an Bord des Zuges des Präsidenten ein:**

„Wells, Nevada. — Dr. Rixey berichtet, daß Frau McKinley eine sehr gute Nacht hatte. Sie übersteht die Reise ausgezeichnet."

Der Maschinistenstreik.

Washington, D. C., 21. Mai. — Die Sturmcentren des allgemeinen Maschinistenstreiks sind heute die Gegend von Cincinnati, O., sowie die pacifische Küste. Die Anzahl der Firmen, welche ein Uebereinkommen abschlossen, hat sich heute um etwa 100 vermehrt, womit sich die Gesamtzahl der Unternehmer, welche die Koncessionen während der letzten drei oder vier Tage bewilligten, auf rund 1000 stellt. Die verwandten Geschäftszweige sind in einem oder zwei Fällen, wie in Scranton, Pa., von dem Streik noch unberührt. Doch werden nach einer Mitteilung vom Hauptquartier der Maschinisten viele der Leute die Arbeit nie derlegen, falls heute nachmittag oder morgen keine Schlichtung erfolgt. Präsident O'Connell giebt die Anzahl der Streiker, wie gestern, auf annähernd 50,000 an. Seiner Aussage zufolge treffen aus allen Gegenden günstige Berichte ein. Alle Anzeichen sprechen dafür, daß die meisten Firmen heute oder morgen mit ihren Leuten ein Uebereinkommen treffen. Eine Menge Arbeiter, welche noch gestern arbeitete, hat heute die Arbeit niedergelegt; mit Einrechnung der gestern abend und heute früh an den Streik Gegangenen würde sich die Zahl der Streiker und derjenigen, die heute früh nach Bewilligung ihrer Forderungen an die Arbeit zurückkehrten, etwa die Waage halten.

Den heutigen Meldungen zufolge sind nur drei Bahnlinien des Landes von dem Streik betroffen: die Central Vermont, die Lehigh Valley & Delaware, sowie die Lackawanna & Western-Linie.

Die Lage stellt sich heute nach im Hauptquartier eingegangenen Berichten kurz folgendermaßen dar:

Thatsächlich sind alle Unruhen in der Gegend zwischen Kansas City und der pacifischen Küste beigelegt. In Kansas City sind etwa 600 Leute am Streik; doch haben einige kleine Geschäfte das Uebereinkommen unterzeichnet. In San Francisco streiken etwa 6000 Leute; indessen ist mit 11 Firmen ein Uebereinkommen getroffen. In Seattle streiken 700, in Tacoma, Wash., 500 Leute. An den meisten anderen Orten der Pacificküste ist Schlichtung erfolgt.

In New York sind etwa 2500 Leute am Streik. In Chicago ist mit allen, außer mit einigen kleineren Firmen, ein Uebereinkommen geschlossen worden. In Boston giebt es etwa 2000 Streiker. Sehr viele haben in Ohioer Städten, Cincinnati, Hamilton, Dayton und Alliance, die Arbeit niedergelegt. In Cincinnati haben ungefähr ein Dutzend Firmen die Forderungen bewilligt und etwa 3000 Leute sind am Streik. In Cleveland ist fast eine allgemeine Schlichtung erzielt; desgleichen in Columbus, O., sowie Chicago Heights, Ill.

Die Berichte aus dem Süden lauten günstig. In Norfolk, Va., ist mit allen Firmen, wo Maschinisten angestellt sind, ein Uebereinkommen getroffen worden, in Wilmington, Del., mit vier der größten. In Philadelphia ist mit etwa der Hälfte der Firmen ein Uebereinkommen getroffen; gegen 2500 sind noch am Streik. In Elgin, Ill., haben alle Maschinisten die Arbeit niedergelegt; in Syracuse, N. Y., haben 12 Firmen die Forderungen bewilligt.

Im Ganzen haben heute nach O'Connell's Aussage über 120 Firmen den Neunstundentag bewilligt.

Cincinnati, O., 21. Mai. — In Cincinnati ist die Streikluft für die Streiker fortgesetzt günstig. Heute haben noch sechs Firmen mit der Gewerkschaft das Uebereinkommen unterzeichnet und infolgedessen werden 100 Leute mehr am Mittwoch morgen die Arbeit wieder aufnehmen. Im Ganzen haben jetzt 20 Geschäfte das Uebereinkommen unterzeichnet und eine Anzahl anderer soll zu diesem Zwecke noch in Unterhandlungen stehen. Es sind noch etwa 2500 Maschinisten im Ausstande, alle den großen Unternehmungen angehörig.

Präsident Samuel Gompers, Vice-Präsident Thomas J. Kidd und Schatzmeister John B. Lennon von der „American Federation of Labor", welche seit Montag als Exekutivbehörde jener Organisation hier weilten, sind heute abend nach Chicago abgereist, um daselbst ihre Sitzungen abzuhalten.

San Francisco, 21. Mai. — Hier ist die Streiklage unverändert. Beide Teile halten an ihrer Stellung fest. Die Anzahl der Streiker ist amtlich nicht bekannt; im Arbeiterhauptquartier jedoch wird ihre Zahl auf annähernd 7000 geschätzt.

Seeheld Schley's Heimkehr.

Eine ergreifende Scene spielte sich, als der Norddeutsche Lloyd-Dampfer „Kaiser Wilhelm der Große" sich nach seiner neuesten Fahrt von Europa dicht vor dem New Yorker Hafen befand, an Bord des Ozeanriesen ab. Es war bei Gelegenheit des Kapitäns-Dinners, als Admiral Schley, der wegen der plötzlichen Erkrankung seines Sohnes, Dr. Winfield Scott Schley, telegraphisch von England nach New York gerufen worden war, aufgefordert wurde, eine Rede zu halten. Während er dieser Bitte entsprach, konnte sein gequältes Vaterherz die Ungewißheit über das Schicksal seines Sohnes nicht länger ertragen, so daß er mitten in der Rede innehalten mußte, um seine Bangigkeit niederzukämpfen.

„Noch nie im Leben", sagte der gefeierte Seeman, „habe ich in solcher Spannung gelebt, wie in diesen Tagen meiner letzten Seereise, selbst nicht vor Santiago. Ich habe tagtäglich das im Schiffssalon befindliche Bulletin studiert, um zu sehen, wie schnell wir vorwärts kamen; aber je näher wir der Küste kamen, desto größer wurden meine Befürchtungen. Der „große Kaiser" hat seinem Rufe wieder Ehre gemacht; er ist ein deutsches Schiff, und es freut mich, feststellen zu können, daß die Beziehungen zwischen Deutschen und Amerikanern, nicht nur die geschäftlichen, sondern auch die sozialen, wie wir auch hier auf dem Dampfer gesehen haben, so außerordentlich freundschaftliche sind. Ich war zuletzt zwei Jahre lang in südamerikanischen Gewässern und Häfen und dort habe ich gesehen, daß die Deutschen auf dem Wege des Fortschrittes in jenen Ländern die ersten sind, doch hat man die Nord-Amerikaner dort auch sehr gern, wie wir Seeleute zu unserer Freude öfters erfahren haben."

Nachdem der Admiral dann noch auf die angenehm verlaufene Seefahrt hingewiesen hatte, machte er darauf aufmerksam, daß ein armer Kohlenzieher Namens Anhage am Tage zuvor über Bord gesprungen sei, und bat dann die Anwesenden, sich an einer Kollekte für die in Deutschland ansässigen Hinterbliebenen des Unglücklichen zu beteiligen.

Sobald die Zollformalitäten bei der Landung erledigt waren, verabschiedete sich der Admiral von seinen Flaggoffizieren und begab sich dann direkt nach dem St. Luke's Hospital zu seinem kranken Sohne, bei dem er dann zwei Stunden in trauter Unterhaltung zubrachte. Vorher hatte er bereits durch von Lootsen überbrachte Telegramme erfahren, daß sich der Patient auf dem Wege der Besserung befinde.

(Ill. Staatsztg.)

Der Streik.

Philadelphia, 26. Mai. — Beim Beginn der zweiten Woche des Maschinistenstreiks ist die Lage in Philadelphia folgende: Aus 150 Firmen haben 67 den neunstündigen Arbeitstag ohne Lohnermäßigung bewilligt; demgemäß arbeiten 2800 Maschinisten von den 7000 in der Stadt befindlichen neun Stunden per Tag; die bei 41 Firmen angestellten Maschinisten, 2000 an der Zahl, setzen den Streik um den neunstündigen Arbeitstag fort; mehrere große Firmen haben einen Ausgleich vorgeschlagen, der in einigen Fällen, wo die Leute keiner Union angehörten, angenommen wurde: 42 Firmen wurden nicht vom Streik betroffen, weil ihre Maschinisten bis jetzt nicht genügend organisiert sind, um sich mit irgend welcher Aussicht auf Erfolg auflehnen zu können.

Toledo, O., 26. Mai. — **Die Toledo Machine & Tool Co. benachrichtigte heute das Komite der Maschinisten, daß sie die neue Lohnskala unterzeichnen werde, und die Fabrik wird morgen den Betrieb wieder aufnehmen. Dies war eine der größten Fabriken, in denen die Maschinisten an den Streik gegangen waren, und die Beilegung desselben kam ganz unerwartet.**

Natürlicher Tod.

Ein deutscher Hauslehrer las mit seinem englischen Zögling „Wilhelm Tell". Bei der Stelle:

„Rasch tritt der Tod den Menschen an. Es ist ihm keine Frist gegeben."

(4. Aufz. 3. Auftritt,)

fragt der Lehrer, ob er auch den Sinn des eben Gelesenen erfaßt habe.

„O yes," antwortete der Zögling, „ick verstehn das seer ganz; das Mensch muß rasch sterben, wenn man ihr nix zu frissen giebt."

Yerkes geht mit $8,000,000 aus Chicago.

Ehe Charles T. Yerkes auf dem Dampfer „Deutschland" seine Reise nach London antrat, veräußerte er seine sämtlichen Straßenbahnaktien in Chicago für den angenehmen Preis von $8,000,000. Diese Kleinigkeit hat er während seines 14jährigen Aufenthalts in Chicago erworben. Für seinen Anteil in der Union Loop Company allein erhielt er $4,500,000. Die Mehrheit der Aktien in dieser Gesellschaft hat jetzt die Northwestern-Hochbahn.

Cigarrenmacherstreik.

Tampa, Fla., 15, Mai. — Wegen einer ungewöhnlichen Ursache sind heute hier 6000 Cigarrenmacher an den Streik gegangen. Eine Brücke, welche Tampa mit seinen westlichen Vorstädten verbindet, ist nämlich seit zwei Tagen unbrauchbar gewesen und die Cigarrenmacher mußten mittels Fährboote übergefahren werden, was nur langsam von Statten ging und für die Leute sehr zeitraubend und lästig war. Heute morgen wurde vorgeschlagen an den Streik zu gehen, um auf die Fabrikanten einen Druck auszuüben, für die rasche Reparierung der Brücke zu sorgen. Alle auf der westlichen Seite des Flusses beschäftigten Leute streikten und marschierten über die anderen Brücken und hielten im Herzen der Stadt eine Massenversammlung ab. Die 2000 Mann die an dieser Versammlung teilgenommen hatten, zogen später nach verschiedenen Richtungen der Stadt und verlangten, daß die in anderen Fabriken angestellten Leute sich ihnen anschließen sollten. Dies geschah und um Mittag war die Menge der Umzügler auf 6000 angeschwollen. Die Cigarrenfabriken verlieren tausende von Dollars an Tabak, der bereits für die heutige Verarbei tung hergerichtet war.

John A. Dowie und ein Teil seiner Sippe werden gefaßt.

Die Coroners-Jury hält sie für Frau Dr. Judd's Tod verantwortlich.

John Alexander Dowie, der falsche „Elias'; Frau Maria B. Speicher, Gattin des vertrauten „Aeltesten" Dr. Speicher; Henrike Bratsch, und nächst Dowie auch Hiram W. Judd, wurden gestern nachmittag um halb sechs Uhr, nach halb stündiger Beratung der Jury nach Schluß des in Sachen der Frau Judd abgehaltenen Inquests an die Großgeschworenen überwiesen.

Die Leichenschaugerichtsgeschworenen kamen zu der Ansicht, daß alle, teils durch intelektuelle Urheberschaft, teils durch die fanatisch vernachlässigte ärztliche Behandlung der Wöchnerin für deren Tod kriminell verantwortlich zu machen seien, während der Auffassung der Jury und übrigens auch dem Beweismateriale nach die Kranke bei ärztlicher Behandlung jedenfalls mit leichter Mühe gerettet worden wäre.

Der Befund der Jury besagt ganz einfach, daß dieselbe aus schon früher bekannten Thatsachen den Schluß gezogen hat, daß Frau Judd an innerer Verblutung starb.

Dr. Joseph. Springer, der Arzt des Coroner unterbreitete einen Bericht über die von ihm am 12. und 21. Mai an der Leiche der Judd vorgenommene Obduktion. Zeichen gewaltsamen Todes waren nicht vorhanden. Tod die Folge von Verblutung nach vorhergegangener Entbindung. Dr. Springer erklärte auf Befragen, daß Frau Judd nicht gestorben wäre, wenn sie ärztlichen Beistand gehabt hätte; auch das Kind hatte gerettet werden können. Zwischen Dowies Anwalt, Packard, und dem Hilfs-Coroneo kam es zu heftigen Auseinandersetzungen. Packard tadelte den Inquest-Modus und nannte letztere eine Farce.

Der Inquest in dem Falle der Frau Louisa M. Christensen wird heute nachmittag um zwei Uhr wieder aufgenommen werden. Die Namen der Geschworenen, die Dowie und Konsorten den Großgeschworenenüber wiesen, lauten: Jas. Walsh, Fred Harris, Alex. R. Ford, John Schröder, John D. Dennis und John F. Durgan. Während des gestrigen Gottesdienstes im Tabernakel waren acht Geheimpolizisten an Ort und Stelle, die die Hoffnung hegten, Dr. Dowies habhaft zu werden, doch vergeblich. Frau Dowie und ihre Tochter verließen das Tabernakel unter starker Eskorte, welche Dowies Leibgarde lieferte, und begaben sich direkt ins Zion Home. Frau Dowie war soeben von einer Reise nach dem Westen zurückgekehrt und ihr zu Ehren fand die gestrige Feier im Tabernakel statt. Dowie verließ gestern die Stadt auf dringlichen Rat seiner Gattin. In Süd-Chicago wurde gestern abend Dowie in effigie verbrannt; eine ungeheure Menschenmasse hatte sich eingefunden. Bis zu früher Stunde heute morgen war noch keine Spur von Dowie gefunden. Das Zion Home ist gründlich untersucht worden, jedoch vergeblich.

Die Buren wieder in der Kapkolonie.

— Eine Depesche von Middleberg in der Kapkolonie berichtet von einer wichtigen Konzentration der Buren in Zuurburg. Viele Burghern kommen von der Oranje-Kolonie nach der Kap Kolonie und der Kommandant Fouchee hat sich mit den Burghern in genanntem Distrikt vereinigt. Die Gesamtstärke schätzt man auf 1000 bis 1500 Mann. Ein noch unbestätigtes Gerücht will wissen, daß General Dewet wieder das Kommando über die Eindringlinge in die Kap-Kolonie führt. Die britischen Militär-Behörden wissen um die Bewegungen der Buren und haben sich darauf gerüstet.

— Während der verflossenen Woche waren die Rebellen im nordwestlichen Teile der Kapkolonie sehr thätig. Zwei britische Patrouillen wurden von einer Uebermacht angegriffen, von denen eine entkam, die andere aber gefangen genommen, später jedoch wieder freigelassen wurde. Die Buren sind in den östlichen Distrikten, wo sie durch kleine Zuzüge aus der Orangekolonie, vielleicht im Ganzen durch 800 Mann, verstärkt worden sind, sehr thätig. Sie schienen die Gegend südlich von Venterstad zu ihrer Operationsbasis zu machen.

Die Operationen der vorigen Woche waren alle von untergeordneter Bedeutung. Die Buren werden jedoch beständig auf dem Trab gehalten. McLans Kommando umringte eine britische Patrouille und nahm sie nach 36stündigem Kampfe gefangen. Südwestlich von Venterstad geriet eine Patrouille in einen Hinterhalt, den Kommandant Lettgan gelegt hatte.

Die Buren vermeiden anhaltend Gefechte mit den britischen Truppen. Ihre ganzen Erfolge haben sie gegen isolierte Patrouillen. Die gesamten Verluste der Buren bestanden im April aus 105 Toten, 118 Verwundeten und 2,193 Gefangenen. Die Gesamtzahl der Burengefangenen beläuft sich auf 19,449.

Die letzten zuverlässigen Berichte versetzen Dewet in die Nähe von Philippopolis in der Orange-Kolonie, nicht weit von der Grenze der Kapkolonie; er soll 50 Berittene bei sich haben.

— Eine Abteilung von 800 Buren hat, vom Nordwesten kommend, den Orangefluß überschritten und hat die Burenkommandos in den östlichen Distrikten verstärkt. Den neuesten verläßlichen Berichten zufolge befindet sich der General Dewet mit 40 Mann nahe Philippolis im Orangestaat, nicht weit von der Grenze der Kapkolonie. Alle Burenkommandos im Orangestaat haben den Befehl erhalten, den Orangefluß wieder zu überschreiten.

— Dr. E. McCarthy, Arzt auf einem der britischen Transportschiffe, die zwischen New Orleans und der Kap-Kolonie fahren, meldet, daß er auf der letzten Fahrt Gelegenheit hatte, mit General Cronje und anderen von den 4000 Burengefangenen auf der Insel St. Helena lange und unbelauscht zu reden. Auch mit dem österreichischen Artilleristen, Oberst Schiel, der mit Cronje bei Paardeburg gefangen genommen wurde, hatte er eine Unterredung. Gen. Cronje erklärte, daß er gut behandelt, aber sehr streng überwacht werde, um jeden Fluchtversuch unmöglich zu machen.

— Ein großes Kommando von Buren befindet sich in der Nachbarschaft von Nigel Reef in Transvaal. Letzte Woche griffen General Colvilles Streitkräfte General Hans Bothas Lager an und nach langem Kampf gelang es ihnen, dasselbe zu erobern und zu zerstören. Die Buren leisteten guten Widerstand, aber die britischen Truppen stürmten mit Macht gegen die Burenstellung vor und die Burgher flohen.

— Eine Depesche von Kapstadt meldet, daß der Kommandant Kritzinger mit 200 Mann durch Colesburg gezogen ist. Es heißt auch, daß Gen. Hertzogs Kommando schon fünf Monate lang ohne Brot ist.

Großbritannien.

London, 22. Mai. — 3 Uhr 55 Minuten. Die beiden Shamrocks und die Sybarita wurden für die heutige Wettfahrt im Solent von einem heftigen Windstoß getroffen. Der Topmast der Shamrock II. wurde weggerissen, gleich darauf stürzte ihr Hauptmast mit allen Segeln über Bord, so daß die Yacht thatsächlich in ein Wrack verwandelt war. Auch der Topmast der Shamrock I. wurde von dem Windstoß weggerissen. König Edward, der sich vor dem Start von der Erin an Bord der Challengeryacht begeben hatte, ist wie durch ein Wunder vor dem Schicksal, von einem der Masten erschlagen zu werden, bewahrt geblieben. Als der Wind eine Geschwindigkeit von 12 bis 13 Knoten erreicht hatte, und die besten Aussichten für die Wettfahrt vorhanden waren, wurde das Signal für den Start gegeben. Die Wettfahrt hatte noch nicht recht begonnen, als urplötzlich, ohne die geringste Warnung ein heftiger Windstoß kam, der das Bugspriet der Challengeryacht wegriß. Der Topmast, der den vermehrten Druck nicht auszuhalten vermochte, knackte um und riß sämtliche Segel und das sämtliche Takelwerk in fürchterlicher Verwirrung mit sich. Fast im selben Augenblick, als der Topmast fiel, geriet der über zwei Tonnen wiegende stählerne Hauptmast mitsamt der Raaen und dem Tauwerk, was alles ein weiteres Gewicht von drei oder vier Tonnen repräsentierte, ins Schwanken und stürzte dann jählings über die Seite ins Wasser. Der König und seine Begleitung saßen am Deck, als die Katastrophe erfolgte. Da die Trümmer über das Deck hinwegfegten, war es höchst merkwürdig, daß Niemand verletzt wurde. Ein paar Augenblicke lang schien die Lage überaus bedenklich zu sein. Der König behielt seine Fassung. Kaum fünf Sekunden nach dem Unfall kam die Shamrock I. herangefahren, um Beistand zu leisten, wobei auch sie von dem Windstoß erfaßt wurde und zum hilflosen Wrack gemacht wurde. Der Dampfer mit den Berichterstattern an Bord, der den Yachten gefolgt war, nahm neben den hilflosen Yachts Aufstellung und ein in der Nähe liegendes Torpedoboot und die Sybarita schickten Boote nach den Yachten. Captain Sycamore von der Shamrock II. erwiderte auf einen Anruf, daß alle an Bord ohne Verletzung davongekommen seien.

Der König und seine Begleitung wurden so schnell wie möglich an Bord der Erin gebracht und später landete der König, begleitet von Sir Thomas Lipton, in Southampton, von wo er später nach London fuhr.

Als der König gegen Mitternacht in London ankam, fuhr er direckt nach Marlborough House, wo er von einer kleinen Menschenmenge, die auf seine Ankunft gewartet hatte, mit Hochrufen begrüßt wurde. Bei seiner Ankunft im Palast fand er bereits zahlreiche Telegramme von gekrönten Häuptern und anderen vor, worin ihm zu seinem glücklichen Entkommen gratuliert wurde.

China.

Peking, 26. Mai. — Die Schutzwache der amerikanischen Gesandtschaft hat ihr erstes Abenteuer zu bestehen gehabt. Die Legationsstraße wird in der Nähe der Gesandtschaft ausgebessert, und an der betreffenden Stelle wurde ein amerikanischer Posten aufgestellt, welcher die Leute anzuweisen hatte, durch eine Seitenstraße zu gehen. Jedermann kam dem Gesuch nach, mit Ausnahme der Deutschen, der Offiziere sowohl wie der Gemeinen, welche den amerikanischen Wachtposten viel Schererei gemacht haben. Einer der deutschen Offiziere zog seinen Säbel und machte einen Angriff auf einen amerikanischen Soldaten, der sein Bajonnet fällt, worauf der Offizier von ihm abließ. Später schoß ein deutscher Soldat an dem Posten vorbei, der seinerseits sein Gewehr abschoß und einen anderen deutschen Soldaten in der Nähe der eine Viertelmeile entfernten deutschen Gesandtschaft traf, ihm jedoch glücklicherweise nur eine leichte Fleischwunde beibrachte. Der Posten wurde verhaftet, und Major Robertson hat eine Untersuchung eingeleitet.

Die Haltung des deutschen Gesanten, Dr. Mumm von Schwartzenstein, als Vertreter der Zivilbehörden, und des Grafen Waldersee, als Vertreter des Militärs, sowie die anderer hochgestellter Beamten den Amerikanern gegenüber ist stets eine sehr freundschaftliche gewesen, was die feindseligen Gefühle einer Mehrheit der deutschen Offiziere und Mannschaften gegen die Amerikaner um so schroffer hervortreten läßt. Diese unfreundliche Haltung wird darauf zurückgeführt, daß die amerikanische Schutzwache die Kontrolle über einen der Eingänge der „Verbotenen Stadt" behauptet, was die Deutschen als eine Verdächtigung ihrer nationalen Ehrlichkeit betrachten.

Die heutige Versammlung der Gesandten der Mächte war dem Abschluß von allerlei Geschäftsdetails unabhängig von der Entschädigungsfrage, gewidmet, obwohl die Militärbehörden der verschiedenen Mächte eine baldige Erledigung der Sache für wahrscheinlich halten, da allgemeine Vorbereitungen für die Räumung Pekings getroffen werden.

Zwei deutsche Marinebataillone sind nach Tsing-Tau abgerückt und die Briten haben Transportschiffe bestellt. Graf von Waldersee gedenkt Mitte Juni abzureisen.

Kaiser Kwang-Su hat Agenten beauftragt, den Palast für den Einzug des Hofes herzurichten, sobald die Truppen abrücken.

Marktbericht.

Getreidemarkt.

Freitag, den 24. Mai 1901.

Chicago, Jll.

Cash.	
Weizen, No. 2 rot	75 —
" No. 3 rot	71 —75
Korn, No. 2	47 – 48
" No. 2 gelb	47 —48
Hafer, No. 2	30½—

Minneapolis, Minn.

Cash.	
Weizen, No. 2 nördl	70 —70½
Mehl, Second Patents	

Duluth, Minn.

Weizen, No. 2 nördl	70½—

Kansas City, Mo.

Cash.	
Weizen, No. 2 hart	69½—70
" No. 2 rot	70 —71
Korn, No. 2 gem Cash	41 —
Hafer, No. 2 weiß	42 —

Viehmarkt.

Chicago, Jll.

Rindvieh.	
Mittelmäßige Stiere	$3.90—4.30
Kühe, mittelmäßige	1.50—2.90
Kälber, beste	4.50—5.25
Schweine.	
Beste und ordinäre von mehr als 245 Pfd. Durchschnittsgewicht	$5.75—5.85
Do. durcheinander	3.00—5.50

(Fortsetzung von Seite 5.)

deauxmischung zum Besprengen zurechtmachen, so füllt man erst das Faß etwa halb voll mit Wasser und giebt dann 5 Gallonen von der Blausteinlösung hinzu, von dem Kalk nimmt man eine gewisse Menge und verrührt in der gehörigen Menge Wasser zu Milch, unter fortwährendem Rühren wird der Kalk dem Blausteinwasser zugesetzt. Um nun nicht zu viel oder zu wenig von dem Kalk zuzusetzen muß man hier die Probe machen. Als bestes Probemittel dient eine Blausalzlösung; für 5 Cents gelbes Blausalz (yellow prussiate of potash) wird in einem halben Pint Wasser gelöst. Von dieser Probelösung läßt man ein paar Tropfen auf die Oberfläche der Blaustein-Kalkbrühe im Fasse fallen; verändert sich die Farbe der Probeflüssigkeit nicht, so ist genug Kalk zugesetzt, wechselt sie aber plötzlich zu einem tief dunkeln Braun, so muß noch mehr Kalk beigemischt werden. Zeigt dann die Probe, daß die Mischung genug Kalk enthält, so giebt man zur vollen Sicherheit noch ein oder zwei Gallonen mehr von der Kalkmilch hinzu und füllt das Faß vollends mit Wasser. Die Brühe ist dann fertig. Beim Zurechtmachung der Bordeauxmischung ist hauptsächlich zu beachten, daß nie zu starke, gesättigte Lösungen vom Blaustein und Kalk miteinander vermischt werden, immer müssen beide Lösungen erst stark mit Wasser verdünnt werden, ehe man sie miteinander vermischt.

Das Besprengen der Kartoffelpflanzen mit dieser Blaustein-Kalkbrühe oder auch mit einer Pariser Grün-Mischung allein, wenn es sich nur um Schutz gegen die Käfer handelt, kann nun mit den verschiedenartigsten Sprühgerätschaften geschehen, deren eine ganze Menge im Markte sind. Auf einem kleinen Stücke Kartoffeln und auch auf einem größeren Felde, so lange die Pflanzen noch klein sind, wird eine kleine Hand-Sprühpumpe oder auch selbst eine gewöhnliche kleinere Gießkanne genügende Arbeit leisten. Diese kleinen Sprühpumpen bringen meistens die Mischung sehr fein auf und so kann und sollte sogar, wenn die Anwendung mittelst derselben geschieht, die Brühe zwei- bis dreimal stärker gemacht werden als wenn sie mit der gewöhnlichen Faßpumpe aufgetragen wird. Eine Sprühausrüstung wie sie für die Arbeit in Obstgärten in Gebrauch ist, kann auch zum Kartoffeln besprengen benützt werden.

Feste Regeln zu geben, wann und wie oft die Kartoffeln gegen Käfer und Brand besprüht werden sollen, ist schlechterdings nicht möglich. Bei den Käfern ist die Entscheidung, wann besprengt werden soll, eine leichte Sache, es hat zu geschehen sobald als die Insekten in großen Mengen auf den Pflanzen beobachtet werden. Hier handelt es sich um das Töten der Schädlinge, während bei den Pilzkrankheiten, dem Brand und der Fäule das anzuwendende Mittel der Hauptsache nach mehr vorbeugend zu wirken hat, das heißt, es darf nicht gewartet werden, bis der Brand schon in großer Ausdehnung die Kartoffeln ergriffen hat, sondern die Bordeaux-Mischung muß zur Anwendung gelangen, sobald die ersten braunen Flecke auf den Blättern sich sehen lassen. Das Mittel vernichtet nicht die Krankheit, wie das Pariser Grün die Käfer tötet sondern es wirkt nur als ein Schutzmittel auf den Blättern, dadurch daß es die Pilzsporen am Keimen hindert, wenn solche auf den mit dem Mittel überzogenen Blättern niederfallen.

Wie oft das Besprühen stattzufinden hat, richtet sich ganz danach, in welchem Maße die Krankheiten in der betreffenden Gegend für gewöhnlich auftreten. Ist es schlimm mit dem Brand so sollte schon bald nach dem Aufgehen der Kartoffeln das erste Mal mit Bordeauxbrühe besprüht werden und dann wiederholt man in Zwischenräumen von zwei bis drei Wochen bis alle Gefahr mit dem späten Brand vorüber ist. Gegen die Käfer wird meistens eine zweimalige Anwendung der Pariser Grün-Mischung genügen. In manchen Gegenden mag es aber nicht nötig werden so oft zu besprengen, man muß dann seine Kartoffeln genau beobachten und danach sich selber sein Urteil bilden, wann und wie oft die Arbeit zu geschehen hat. In den allerseltensten Fällen aber wird eine befriedigende Kartoffelernte zu erzielen sein, ohne daß man irgend etwas gegen die Kartoffelfeinde unternimmt.

(Hausf. u. D. A. Farmer.)